



Berliner

VOLKS-CRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Cribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26.), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Vollsblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Cribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 28.

Sonnabend, den 12. Juli 1890.

IV. Jahrgang.

Internationale Abrüstung. — Einiges von den Bergwerken. — Arbeiter und Unternehmer. — In Sachen des Militarismus. — Entrüstetes. — Der Antisemitismus und die Arbeiter. — Der nächste internationale Arbeiter-Kongress. — Zur wirthschaftlichen Lage. — Produktion und Technik.

Gedicht. — Novelle von August Strindberg. — Untersuchungen über das Kapital. — Jedem der volle Ertrag seiner Arbeit. — Schlusswort zur Debatte.

Zur Brachtung für unsere Speditoren!

Alle Geldsendungen bitten wir von jetzt ab an die Adresse:

„Verlag Berliner Volks-Cribüne“
Herrn P. Maurer,
Berl. S.O. (26.), Elisabeth-Ufer 55

zu richten.
Nur bei dieser Adressirung gelangt das Geld sicher und unantastbar von der Post in unsere Hände.
Der Verlag der Berl. Volks-Cribüne.

Internationale Abrüstung.

P. E. Durch die letzten Reichstagsverhandlungen ist die Frage internationaler Verabredungen in Betreff der Abrüstung wieder einmal in den Vordergrund getreten. Herr Windthorst hat die Idee als ein willkommenes Feigenblatt betrachtet, das er mit zum Bedecken seiner Lücke verwenden konnte. Es hieße an der Intelligenz der Herrn zweifeln, wollten wir annehmen, daß er die Idee gegenwärtig für mehr als ein Feigenblatt betrachtet.

Herr Windthorst hat an die Internationale Arbeiter-Kongresskonferenz erinnert; aber gerade ihr Schicksal beweist doch am deutlichsten den Werth derartiger internationaler Unternehmungen; ihr Ergebnis war bekanntlich gleich Null, wie es stets sein muß, wo man mit dem idealen internationalen Moment gegen die sehr realen nationalen Interessen ankämpfen will. Die Politik ist eben kein Kapselgebiet der Ideen, sondern der Interessen, und deshalb wird sie nicht auf Kongressen gemacht, wie die Helmskonvention und die Organisation des Stattpieles.

Welche Interessen sind nicht mit unserem Militarismus verknüpft! Für das ostelbische Junkerthum ist er eine unentbehrliche Versorgungsanstalt; gerade die Lebensfragen derjenigen Klasse, welche die wichtigste ist im Staate, und ihre Vertreter an die Spitze der Regierung stellt, werden wegen Gesetze über Gesetze, Steuern über Steuern gemacht, welche sozusagen überhaupt der Mittelpunkt des preussisch-deutschen Reiches ist, gerade die Lebensfragen dieser Klasse sind untrennbar mit dem Militarismus verbunden. Wo sollen diese Adelsgeschlechter der mit ihrem neuen Nachwuchs hin? Der einzige Stand den sie vor der bürgerlichen Konkurrenz gerettet haben ist noch der Offiziersstand; es bleibt ja weiter nichts übrig, als das Heer zu vergrößern, wenn der Nachwuchs untergebracht werden soll; und untergebracht muß doch werden, das ist ja selbstverständlich, eben so wie die 40 Millionen-Liebesgabe an die Bremer, die Zuderprägen und die Schutzölle selbstverständlich sind!

Und glatt Herr Windthorst wirklich, der preussische Junker sei platonisch, den Beschlüssen einer internationalen Abrüstungskonferenz eine schöne Versorgung

zu opfern? Der Platonismus ist eine Seite, von der man ihn jedenfalls noch nicht kennen gelernt hat.

Aber nicht nur die Skrippe ist es, welche unsere Aristokratie im Militarismus schägt; sie schägt ihn als Mittel, ihre politische Macht überhaupt hoch zu halten.

Die Kosten des Militarismus stellen ebenso wie die Grundrente einen Abzug vom Kapitalprofit dar; in den Augen der industriellen Kapitalisten sind es faux frais (Unkosten), um die es sich hier handelt; und das ist dem Junkerthum sehr angenehm. Je weniger Abzüge das Bürgerthum zu erdulden hat, desto mehr Einkünfte hat es, und je mehr Einkünfte es hat, je stärker es wirtschaftlich dasteht, desto politisch gefährlicher wird es für diejenige Klasse, welche jetzt das Monopol der politischen Macht hat. Die militärischen Mehrforderungen sind stets willkommenen Aderlässe, welche einen unangenehmen Gegner schwächen; und ganz ruhig philosophirt man: der Bürger muß es bezahlen, und wir haben den Profit davon.*)

Das ist natürlich nicht idealistisch philosophirt; aber ach! die Menschen sind eben so schlecht, und man muß sich dann schon mit ihnen abfinden, wie sie sind.

Eine Bekämpfung des Militarismus wäre natürlich nur dann möglich, wenn den Interessen der Aristokratie andere Interessen wirksam gegenübertraten.

Es wäre das nächstliegende, daß das in seinem Profitstreben gekränkte Bürgerthum den Interessenkampf übernehme. Grund genug hat es dazu. Durch die Arme werden die kräftigsten Arbeiter der Produktion entzogen; wären sie frei, so würden sie auf den Arbeitsmarkt drücken und die Löhne auf ein Niveau bringen, daß es für die nationalliberalen Schlotbarone eine wahre Bombe sein müßte. Die unproduktiven Ausgaben für das Heer verschlingen Unsummen, die gleich auf Rimmerwiedersehen verschwinden. Sie müssen durch Steuern aufgebracht werden; und wenn auch die Steuern in den ersten Zeiten ihrer Einführung immer fast allein auf den Arbeiter lasten, nach einiger Zeit erklämpft sich der Arbeiter durch Streiks einen höheren Lohn, und wälzt damit die Ausgaben für die Steuern auf den Unternehmer. Zuletzt sind es die Kapitalisten, welche die Steuern zahlen müssen. Wie angenehm wäre es nicht, wenn man von diesem Steuerdruck befreit wäre!

Aber Nationalliberale und Freikonservative haben keinen Sinn für derartige Annehmlichkeiten. Das Lohnbrücken hoffen sie schon mit Hilfe des Streikgesetzes zu bewerkstelligen und den Steuerdruck ertragen sie kampfend als nothwendiges Uebel.

Bei einigen, und zwar den Einflußreichsten könnte man eine Erklärung darin finden, daß sie sich gerade vom Militarismus nähren; sie machen ihre Profite vom Profitabzug der übrigen. Die Armee ist ein wichtiger Konsument. Auch bilden die Staatsschulden des Militarismus eine famosje Kapitalanlage. Aber das erklärt noch nicht das Benehmen der gesammten Gesellschaft; die einzige Erklärung hierfür ist die Angst, welche sie vor dem Junkerthum hat. Wie weit die Angst geht, läßt sich freilich schwer sagen, hoffentlich hat sie ihre Grenzen; und wenn sich erst die weiteren legendären Wirkungen der Getreidezölle zeigen, wenn erst die Kolonialhoffnungen und die Erwartungen auf überseeische Absatzgebiete vollständig zu Wasser geworden sind, und endlich, wenn die beginnende Krise die Bourgeois aus ihrer Ruhe bringt, dann wird hoffentlich der Tag kommen, wo die Abrechnung mit dem Militarismus beginnen kann.

Eine internationale Einigung läßt sich aber noch nicht im geringsten voraussehen.

*) Daß ein gewisser ökonomischer Interessengegensatz, wie der Verfasser behauptet, zwischen Militaradel und Bürgerthum thatsächlich besteht, läßt sich nicht leugnen, und es ist wünschenswerth, daß das hervorgehoben wird. Die politischen Folgerungen, welche in dem Artikel aus dieser Thatsache von P. E. gezogen werden, wollten wir, ohne für dieselben einzutreten, den Lesern doch nicht vorenthalten.
Die Redaktion.

Einiges von den Bergwerken.

J. T. Seit dem Riesenausstand vom Mai 1889 beschäftigt sich die öffentliche Diskussion fortdauernd mit der Lage der Bergarbeiter. In den rheinischen kapitalistischen Organen findet das Schimpfen und Loben über die „Begehrlichkeit“ der Grubenleute kein Ende, und obgleich diesen edlen Paladinen des Unternehmertums von vielen Seiten bewiesen wurde, daß trotz der Enquete die Schichtzeit der Grubenarbeiter zu lange währte und trotz des Streikes ihre Löhne sich wenig gebessert hätten, fahren die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, die „Elberfelder“ und die profitwüthige „Ablinische“ fort, „Unternehmerschutz“ zu fordern. Im preussischen Abgeordnetenhause konnten der freikonservative Dr. Ritter und Bopelius sowie der wildliberale Herr Berger, die drei stolzen Säulen des rheinischen Unternehmertums, nicht genug auf die Anmaßung der Bergarbeiter schelten. Die Herren haben auf das Genaueste jede Lohnerhöhung berechnet, aber es ist ihnen nicht eingefallen, auch einmal die gesteigerte Produktivität der Bergmannsarbeit in Betracht zu ziehen. Wie genau wußten sie in den Bergnügungen der Arbeiter, in ihren Schenkensbesuchen Bescheid, aber von ihrer Thätigkeit im Innern der Erde wußte keiner der Herren ein Wörtchen zu reden. Und da wir annehmen, daß ihre Verechsamkeit auf diesem Gebiete nur aus Gedächtnisschwäche verjagte, so erinnern wir sie, daß sich die Leistungsfähigkeit der Belegschaften sowohl in den Betrieben für Braunkohlen, als auch in denen für Steinkohlen ganz bedeutend gesteigert hat, daß die Förderungen von Jahr zu Jahr gestiegen sind, ja daß innerhalb 16 Jahren die Förderung von Steinkohlen um 38,5 pCt., die Förderung von Braunkohlen um 39 pCt. pro Kopf des Arbeiters gestiegen ist. Für die einzelnen Jahre stellte sich die Förderung wie folgt:

Jahr	Steinkohlen		Braunkohlen	
	Zahl der Belegschaften: Arbeiter	Förderung pro Kopf: Tonnen	Zahl der Belegschaften: Arbeiter	Förderung pro Kopf: Tonnen
1871/75	172,074	200,5	24,872	788,85
1876/80	173,713	235,5	24,689	456
1881	186,335	261	25,563	502,7
1882	193,958	266	25,546	519
1883	207,577	289	26,824	540,5
1884	214,728	266	27,422	543
1885	218,725	266,5	28,186	544,7
1886	217,581	267,8	29,668	526,8
1887	217,357	277,5	29,408	540,5

Und trotz dieser starken Steigerung der Leistungsfähigkeit, trotz der Mahnungen der Aerzte betreffs der Gefährlichkeit des Bergwerkesbetriebes, mußte unter unserem heutigem Produktionssystem erst ein Streik beginnen, mußte erst der Kampf zwischen Arbeit und Kapital in vollster Stärke ausbrechen, ehe sich die Grubenkönige zu einer Verkürzung der Arbeitszeit herbeiließen. Wahrlich, ein prächtiges Bild unserer „sittlichen Rechtsordnung“, an der nicht gerüttelt werden soll.

Doch mögen sich die Herren Vertreter der Grubenbesitzer über die „Begehrlichkeit“ der Arbeiter empören, wie sie Lust haben, die Entwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse schreitet unter ihren eigenen Händen, durch ihre eigene Mitwirkung unaufhaltbar vorwärts; die Konzentration des Kapitals, der Zusammenschluß der Betriebe vollzieht sich gerade bei dem Bergwerkesbetrieb mit solcher elementaren Kraft, daß es kaum begreiflich erscheint, wie die Herren selbst den Untergang dieser Produktionsweise nicht kommen sehen. Auf der einen Seite unterdrücken sie die Arbeiter im Namen der „Rechtsordnung und des Eigenthums“ und auf der andern Seite vermindern sie die Zahl der Eigenthümer und schaffen so die Unterlage eines neuen Produktionssystems, welches die Eigenthümer überhaupt entbehren können wird.

Es war in Deutschland von 1871—87 die Zahl der Betriebe für

Jahr	Steinkohlen		Braunkohlen	
	To.	Zo.	To.	Zo.
1871/75	623	892	530	767
1876/80	495	696	491	666
1881	489	665	489	665
1882	467	660	467	660
1883	469	645	469	645
1884	450	638	450	638
1885	431	625	431	625

Das heißt, mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1885, das eine Vermehrung von 2 Betrieben für Steinkohlen aufweist, fand stetige Verminderung der Betriebe statt, und zwar für 30,8 pCt. bei den Steinkohlen und 27,5 pCt. bei den Braunkohlen. Die Jahre 1871/75, die Zeit der Krisis und des Krachs haben stärker gearbeitet, aber wahrscheinlich werden die Jahre 1889/90 das Verfallene nachholen.

Und als wenn sich die Betriebe firenten, mit ihren getrennten Brüdern wieder zusammen zu kommen, steigt die gesammte Kohlenproduktion von Jahr zu Jahr.

Jahr	Steinkohlen		Braunkohlen	
	To.	Zo.	To.	Zo.
1871/75	34 485 400	49 672 200	40 914 600	11 263 200
1876/80	48 688 200	12 852 300	52 118 600	13 259 600
1881	55 943 000	14 499 600	57 233 900	14 880 000
1882	58 320 400	15 355 100	58 056 600	15 626 000
1883	60 334 000	15 898 600		

Mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1886, das, verglichen mit dem Jahre 1885, eine Verminderung der Produktion an Steinkohlen um 63 800 Tonnen brachte, zeigen diese Zahlen*) eine stete Vermehrung und zwar für Steinkohlen um beinahe 75 pCt., für Braunkohlen um mehr als 64 pCt.

Dieser Zusammenschluß der Betriebe in Verbindung mit der bedeutenden Steigerung der Produktion beweist auf's Neue, wie durch die Konzentration des Kapitals die Produktion vergrößert wird, es zeigt, welche riesenhafte Produktion wir erwarten können, wenn die Konzentration der Betriebe nicht vom Zufall, und der Wirkung der Krisen abhängig gemacht, sondern planmäßig geordnet wird.

Wenn diese Konzentration der Betriebe aber nur in derselben Weise fortgeht wie bisher, dann können wir es erleben, daß in zwei bis drei Jahrzehnten die Besitzer der einzelnen Gruben, die Aktien-Gesellschaften, sich untereinander getötet haben, daß die gesammte Kohlenproduktion Deutschland in den Händen einiger weniger Gesellschaften sich befindet, die, zum Ring zusammengeschlossen, die Bergarbeiterschaft unterjochen und den Abnehmern die Preise vorschreiben.

Doch noch schneller wird sich unter unseren Brüdern am Rhein, in Schlesien und Sachsen, die heute noch den nationalliberalen Grubenbaronen oder den ultramontanen Kuttenträgern nachlaufen, die Erkenntniß dieses geschichtlichen Prozesses und ihrer Klassenlage verbreiten; Schulter an Schulter mit uns werden sie an ihrer Befreiung aus der Gewalt der Expropriateure arbeiten.

Arbeiter und Unternehmer.

(Eingefandt.)

Die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar, in welchen den Arbeitern „zur Pflege des Friedens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer“ gesetzliche Bestimmungen versprochen waren über die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten theilnehmen können, waren von den Arbeitern der Gruson'schen Werke in Budau bei Magdeburg ebenso mit Freuden begrüßt und für ernst genommen, wie es wohl an vielen anderen Orten geschehen ist. Da nun der erste Chef des Grusonwerkes, der Herr Geheimrath Gruson, gerne von seinem Wohlwollen für die Arbeiter spricht und öfters gesagt hat, er könne ja die Vorgänge auf seinem sehr großen Werke nicht alle persönlich kennen und nicht alles selbst anordnen, die Arbeiter sollten nur mit etwaigen Beschwerden zu ihm kommen, er werde dann die Sache mit Wohlwollen untersuchen und wenn möglich beseitigen — faßten die Arbeiter Vertrauen. Wenn wir einen so wohlwollenden ersten Chef haben, dachten sie, warum sollen wir da erst den schleichenden Gang der Gesetzgebung abwarten. Wir können bei gegenseitigem Uebereinkommen zwischen dem Herrn Geheimrath Gruson und den anderen Chefs auf der einen und uns auf der anderen Seite sofort einen solchen Arbeiterausschuß herstellen, der unser Vertrauen hat und der sicherlich, wenn das Wohlwollen des Herrn Geheimrathes Gruson echt ist, zum Nutzen des Friedens in der Fabrik thätig sein wird.

In der Mitte des Monats März trat man der Sache näher und bildete einen Ausschuß, in welchen zusammen 52 Vertrauensmänner aus den verschiedenen Abtheilungen des Werkes hineingewählt wurden.

Diese beriethen untereinander und beschloffen, mit einigen sehr billigen und sehr bescheidenen Forderungen, die sich wesentlich auf eine kleine Lohnerhöhung für die nicht gelernten Hilfsarbeiter und die Abstellungen einiger Härten für die Arbeiter beschränkten, an die Leitung des Werkes heranzutreten. Um diese Forderungen näher festzustellen, wurde eine kleinere Kommission eingesetzt und diese betraute wieder 5 Personen aus ihrer

Mitte mit der Aufgabe, als eigentlicher Ausschuß die Verhandlungen zu führen.

Der Fünfer-Ausschuß bestand durchweg aus sehr tüchtigen und sehr besonnenen Leuten, gegen die ein Einwand nach keiner Seite hin erhoben werden konnte. Sie erhielten als Beglaubigung die Unterschriften fast sämtlicher in der Fabrik beschäftigter Arbeiter.

Diese Kommission stellte sich nun der Leitung des Werkes vor und wurde auch wirklich als Fabrik-Ausschuß anerkannt. Es wurde eine mündliche Verhandlung mit ihr angelegt, an welcher die Chefs und Direktoren theilnahmen. Die Verhandlungen dauerten fast 5 Stunden und führten scheinbar zu einem vollkommenen Einverständnis, das in folgendem Schriftstück, welches die Fabrikleitung in den Werkstellen anschlagen ließ, zum Ausdruck kam.

An unsere Arbeiter!

Ein von unseren Arbeitern gewählter Ausschuß, bestehend aus den Arbeitern: Keil aus der Panzergeherei, Struß aus der Kesselschmiede, Krause aus der Dreherei, Schulz aus der Kesselschmiede, Unverzagt aus der Sahlgeherei, hat uns im Namen unserer gesammten Arbeiterchaft eine Reihe von Gesuchen überbracht, welche die überwiegende Mehrzahl unserer Arbeiter unterschrieben hat.

Wir sind in der Lage, die uns damit ausgesprochenen Wünsche unserer Arbeiter im Wesentlichen zu erfüllen:

1. Dem Gesuch, daß in Zukunft wöchentlich gelöhnt werde, können wir insoweit entsprechen, daß die Lohnabrechnung alle 14 Tage Sonnabends stattfindet, und inzwischen an jedem Sonnabend eine Abschlagszahlung in der Höhe des nach Maßgabe des Lohnsages verdienten Betrages in runder Summe geleistet wird.

Diese Aenderung wird Anfang April eingeführt werden; Näheres wird noch bekannt gemacht.

2. Entsprechend dem Wunsche unserer Arbeiter, werden wir Ueberstunden sowie Nacht- und Sonntagsarbeit so viel wie irgend möglich einschränken. In den Fällen aber, wo detariige Nachtarbeit unvermeidlich ist, soll dem Gesuche gemäß wie bisher die achtstündige Nacht- bezw. Sonntagsarbeit für eine Schicht gerechnet werden, sondern eine höhere Bezahlung der Nachtarbeit in der Weise eintreten, daß für Nacht- und Sonntagsarbeit, sowie ferner auch für geleistete Ueberstunden 10 Btg. für die Stunde extra bezahlt werden, gleichviel welches der Lohnsage ist, und gleichviel ob in Lohn oder Accord gearbeitet wird.

Diese Bestimmung tritt mit der am 15. März beginnenden Lohnperiode in Kraft.

3. Den dritten Wunsch unserer Arbeiter, daß die niedrigst gestellten Löhne dem Bedürfnis entsprechend erhöht werden, können wir in der Weise erfüllen, daß in Zukunft der Lohnsage in der Regel nicht unter 3 Mar. festgesetzt wird.

Die einschlägigen Lohnverordnungen werden bereits für die am 15. März beginnende Lohnperiode vorgenommen werden.

Weiterhin stellte der Ausschuß im Namen unserer Arbeiterchaft noch die mündlichen Gesuche, daß:

4. Arbeiter, welche morgens zu spät kommen, in Zukunft nicht über die Frühstückspause hinaus von der Fabrik ausgeschlossen werden möchten, da in der Entlassung gemohnheitsgemäß zu spät Kommender der Fabrik ein genügendes Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung bliebe und

5. daß am 20. März, dem Tage der Nachwahl, die Arbeit in der Fabrik ruhen möchte.

Wir wollen auch diese Gesuche genehmigen.

Die Fabrik-Ordnung wird den obigen Bestimmungen entsprechend geändert werden.

Wir hoffen, daß durch die Gewährung der uns ausgesprochenen Wünsche das gute Einvernehmen zwischen uns und unsern Arbeitern, wie es von je her bestanden hat, erhalten bleibe.

Magdeburg-Budau, den 11. März 1890.

Der Vorstand des Grusonwerk.

Wir glaubten, nun wäre der Friede im Werke zwischen Unternehmer und Arbeiter für lange Zeit gesichert. Leider mußten wir bald erfahren, daß die Abmachungen nicht gehalten wurden.

Statt des im Punkt 1 Versprochenen wurden nur $\frac{1}{2}$ des Lohnsages bezahlt. Dann wurde wegen der Ueberstunden folgendes Verfahren eingeschlagen: Es wurde jeder einzelne Arbeiter gefragt, ob er Ueberstunden machen wollte. Da man nun bemerkte, daß diejenigen, welche diese Frage verneinten, schlechter Behandlung durch die Unterbeamten ausgesetzt waren, so sagten alle „ja“, und das Ueberstundenarbeiten hatte bald gegen früher eher zu als abgenommen.

Der Punkt 3 wurde von den Unterbeamten so seines Inhaltes beraubt, daß diese nur einzelnen herausgegriffenen Arbeitern drei Mark Lohn zahlen ließen, daß aber alle anderen den alten viel niedrigeren Lohn erhielten. Ja noch mehr, der Maschinenmeister Müller radirte aus den Lohnbüchern seiner Arbeiter die eingeschriebene Zahl „3 Mark“ wieder aus, und schrieb dafür den alten Lohn ein.

Nun erhob der Ausschuß Beschwerde, und wirklich befohl Herr Gruson, daß alle Arbeiter, die über 18 Jahr alt seien, 3 Mark Lohn als Mindestlohn erhalten sollten.

Der Herr Direktor Fischer, welcher das Stahlwerk leitete, lehnte sich aber hieran nicht. (Er steht wohl auf Lantienne?). Er zahlte zwar eine kurze Zeit den Hilfsarbeitern den Lohn von 3 Mark, dann rief er aber die jüngeren Arbeiter von 19—20 Jahr zusammen und bot ihnen 2 Mark für den Tag. Als sie darauf nicht eingingen, bot er ihnen 2,50 Mark und drohte mit Entlassung, wenn sie dafür nicht arbeiten wollten. Sie mußten sich fügen. Ein Ausschußmitglied der Former, Unverzagt, hatte auf Aufforderung der Arbeiter mehrmals Beschwerde erhoben und auf Einhalten der Abmachungen gedrungen. Dafür wurde er von den Unterbeamten verhöhnt und chikanirt. Es wurde zuletzt sogar den Arbeitern untersagt, mit Unverzagt zu sprechen.

Unverzagt wurde durch diese Vorgänge veranlaßt, seine Arbeit auf dem Grusonwerke niederzulegen und in einer anderen Gießerei Arbeit zu nehmen. Bei seinem Abgange wurde er vom Fischer gefragt, warum er aufgehöre. Da sagte er denn ganz offen, es wäre ihm unangenehm, daß die Firma die mit dem Ausschuß vereinbarten Abmachungen nicht halte, und daß er deshalb als Ausschußmitglied nicht gut weiter auf einem Werke arbeiten

könne, welches ihm den Arbeitern gegenüber in eine schlechte Lage bringe.

Kaum war Unverzagt bei einer anderen Firma zwei Stunden beschäftigt, als er am 15. April auf Verlangen Grusons wieder entlassen wurde. Er war von Gruson auf eine schwarze Liste gesetzt; und trotzdem sehr notwendig Former gebraucht wurden, erhielt Unverzagt nirgend Beschäftigung, oder er wurde, wenn er sie erhalten hatte, nach einigen Stunden wieder entlassen. Als bei der Firma Rudolf, Unverzagt am 26. Juni wieder Arbeit erhielt, glaubte man, der Zorn der Herren Gruson, der den hilflosen Mann seit zehn Wochen herumhetzte, sei nun endlich verrückt. Und wofür wurde er gehetzt? Dafür, daß er ein ihm von seinen Mitarbeitern anvertrautes Vertrauensamt unter Billigung der Fabrikleiter angenommen und nach seiner Ueberzeugung vertreten hatte. Die Firma fragte also bei Herrn Gruson telephonisch an, ob man den Unverzagt, der als sehr tüchtiger Arbeiter bekannt ist, nun annehmen dürfe. Die Frage wurde verneint!

Unverzagt mußte mit Frau und Kinder weiter hungern. Er entschloß sich nun persönlich zu Gruson — zu Herrn Geheimrath Gruson — zu gehen, um zu sehen, ob es ihm gelingen würde, die Zurücknahme der Berufsverurteilung zu erhalten. Endlich erhielt er Zutritt, aber er vermochte den Geheimrath nicht milde zu stimmen. Unverzagt stellte vor, daß er doch nur seine Pflicht als Ehrenmann gethan habe, wenn er für Aufrechterhaltung der Abmachungen vom 11. März eingetreten sei, erhielt aber zur Antwort: Sie haben das große Maul gehabt. Sie sind der Aufheber und Aufwiegler!

Einem Kollegen des Unverzagt, der diesen zu Herrn Gruson begleitet hatte, sagte der Herr Geheimrath auf die Frage, warum er denn so erzürnt gegen Unverzagt sei: „Meine Arbeiter hat er aufgehetzt. Seht zu, wo Ihr Arbeit erhaltet! Mich geht das nichts an. Sein Name ist in ganz Deutschland bekannt gemacht!“

Dann wandte sich der Herr Geheimrath um und verließ das Zimmer. Unverzagt muß mit Frau und Kind weiter hungern, weil er gewagt hat, die Rechte seiner Mitarbeiter zu vertreten.

Daß ist die Antwort eines Großfabrikanten auf den Kaisererlaß vom 4. Februar, wo den Arbeitern gesetzliche Gleichberechtigung und eine Arbeitervertretung versprochen wird, zu der sie Vertrauen haben.

Dieser Vorfall zeigt so recht, wie die Großindustriellen die Stellung der Arbeiterausschüsse auffassen. Ernsthaftes Eintreten für die Beschlüsse derselben macht den Proletarier mit sammt seiner Familie brotlos. Arbeiterausschüsse sind in der heutigen Wirklichkeitsform meist nur Spiegelfechtereien, um der Prokrowuth der Unternehmer das sadenscheinige Mäntelchen anzuhängen, als handelten sie in Uebereinstimmung mit den Arbeitern.

Welche Gefühle und Gedanken solche warmherzige Verfolgung eines Menschen, der nur seine Pflicht als Ehrenmann gethan hat, bei ihm und seinen Mitarbeitern hervorrufen muß, das kann sich jeder denken. Tausende, die wie Unverzagt voller Heimtücke vom Unternehmertum verfolgt werden, irren heute mit ihren Familien hungernd durch die Fabrikstädte. Alles im Namen der Ordnung!

In Sachen des Militarismus.

Sowie das Rechtsbewußtsein auch nur ein wenig entwickelt ist, ruft kaum eine andere That solche Empörung bei dem Menschen hervor, wie die Mißhandlung Wehrloser. Wenn der Staat irgendwo mit hohen Strafen vorgeht, so möchte er in erster Reihe es hier thun, und wahrlich es wäre sein Vortheil thäte er es überall. Das Gefühl der Empörung, welches der Anblick einer solchen Mißhandlung erweckt, wird zu einem revolutionären Gefühl, wenn der Mißthäter straflos oder so gut wie straflos ausgeht.

Der Soldat ist seinem Vorgesetzten gegenüber völlig wehrlos. Wiederzuschlagen, wenn er gefügelt wird, wäre ein „heilloses Verbrechen“, für welches auch die härteste Strafe kaum hart genug erscheint. Und was es mit den Beschwerden auf sich hat, ist ja auch bekannt. Sie nützen dem Soldaten wenig und müssen ihm als Untergebenen nothwendig sehr viel schaden. Er ist also wirklich wehrlos. Wie die Mißhandlung auf seine und seiner Kameraden Seelen einwirkt, läßt sich danach denken. — Merkwürdig, daß die Herren, welche den Mann aus dem Volke vor der Sozialdemokratie bewahren und für Thron und Heer begeistern wollen, sich hiermit so wenig zu schaffen machen! Sie sollten in eigenstem Interesse doch zu allererst gegen jeden Mißbrauch der militärischen Disziplin, der sie verhaft machen muß, auftreten.

Dieser Tage erschien ein Bäckelchen „Bier Wochen Bize-Wachtmeister“, Auszüge aus meinem Tagebuche, von Curt Abel, welches wieder einmal die unglaublichen Thatfachen aus dem „schönen Soldatenleben“ vordringt, Thatfachen, die jedem freidenkenden, mißfälligen Proletarier die Röthe der Scham ins Gesicht treiben. Wir lassen hier das sehr bezeichnende Zitat des „Volkblatt“ aus dem Schriftchen folgen:

„Die Leute unserer Kompagnie werden auf das Unwürdige behandelt. Sie werden den ganzen Tag in der entehrendsten Weise geschimpft und — geschlagen. Und allen vocan schlägt und schimpft der Rittmeister. . . Die Unteroffiziere schimpfen ein wenig und schlagen ein wenig, aber daran ist man ja halb gewöhnt. Der Bly erscheint in Gestalt des Rittmeisters und der Donner erolgt folglich. Himmeltzundonnerwetter, Sergeant, sehen Sie denn nicht, daß der Keel auf dem dritten Pferde. . .“ Ohne auszu-

*) Bezgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1890, S. 216.

iprechen, stürzt der Rittmeister auf den bezeichneten Mann los und packt ihn: „Rekl, verfluchtes Vieh, willst Du mal Deine Knochen zurücknehmen!“ Und nun schlägt es ein. Der Rittmeister zieht den Mann am Bein mit der einen Hand und mit der Faust der andern Hand schlägt er auf ihn los: „Schweineband, verfluchter Hundelämmler, willst Du Dein verdammtes Gefäß vorschieben, Du Hundeband! Sieh doch mal her, Rekl, Sehen Sie, so sollen Sie Deine Beine auseinandernehmen, Was, so sollst Du's thun und den Bauch zurück, Du ehrloser Lump! Du bist ja ein feiger Schurke! Und wie das Was die Hand hat! Abbranden sollst Du Deine verfluchte Klaue, Spitzhube! Und jetzt hat das Vieh — sehen Sie doch mal, Sergeant, wie das Vieh jetzt wieder die Schenkel hat. Hund, verfluchter, kannst Du Dir's denn gar nicht merken, Du Dohle! Sehen Sie doch mal, Du Schwein, Du sollst Deine Knochen auseinandernehmen, Ruder! Rekl, es ist zum Berrückwerden an diesem Viehzeug.“

Der Verfasser beschreibt dann weiter, wie dieser Rittmeister die Leute pöbelt und zwinkt, daß die Mißanderten oft laut aufschreien und zu weinen anfangen.

Das kommt in den Anstalten vor, welche General Bogel von Falkenstein die „Ferienkolonien“ des deutschen Volkes zu nennen wagte.

Wie entsetzlich die modernen Produktionsbedingungen auf den Körper des Arbeiters einwirken, das tritt in geradezu unheimlicher Weise bei den Aushebungen um Militär zu Tage. Die Ziffer der untauglich Befundenen nimmt mit der Ausdehnung der kapitalistischen Wirtschaft ständig zu. Wie ein Schatten begleitet die Degeneration der Masse das Wachsen des Nationalreichthums. Hier einige Zahlen aus Ungarn und Oesterreich, so die moderne Produktionsweise noch mit altüberlieferten Arbeitsformen kämpft, aber von Tag zu Tag siegreicher ordnigt:

Die Rekrutierungsergebnisse von 1867 bis 1888 unten für Ungarn:

Untauglichkeitsprozent der Rekruten:			
1867	21,56	1878	58,75
1869	32,79	1880	60,64
1871	37,95	1882	62,74
1873	42,94	1884	64,19
1875	52,35	1886	65,20
1877	57,63	1888	75,49

In Oesterreich stellt sich das Verhältnis folgendermaßen:

Ort	Tausend von 1000 Abgestellten tauglich befunden worden:			
	1882	1884	1886	1888
Budapest	528	563	434	485
Laschau	445	493	386	401
Gram	473	538	315	391
Permannstadt	427	456	338	385
Preßburg	485	446	328	384
Temesvar	477	494	340	378

Wenn der Kapitalismus seine Volksausbeutung weit treibt, daß die Militärtüchtigkeit der Masse dadurch ernstlich bedroht wird, hat auch das Königthum mit seinen national-militärischen Idealen ein Klasseninteresse, die Ausbeuterfreiheit einzuschränken und den Arbeiter gesetzlich zu schützen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Monarchien, wenn auch nur aus ihrem eigenen Klasseninteresse heraus, etwas entschiedener auf diesem Wege vorgingen. Die Arbeiter schwärmen ganz und gar nicht für das „soziale Königthum“, aber sie nehmen es Gute, gleichgültig von wem und warum es „geboten wird.“

Die Vision oder vielmehr die dauerhafte und legitime Idee von Monarchie und Militarismus sowie die Folgen, welche sie für das konstitutionelle Staatsleben nach sich zieht, werden in der Schweizer „Monatsschrift für Offiziere“ von einem Oberst Hilty gut beleuchtet. Die Kritik ist besonders interessant, weil sie einen angesehenen Militär zum Verfasser hat. Wir lassen den kurzen Auszug der „Frei. Ztg.“ hier folgen:

„Es hat in unserer Zeit die Vorstellung von militärisch organisierten Staaten einen gewissen Vorrang vor der bürgerlich-konstitutionellen Staatsauffassung gewonnen, und es drohen eine ganze Reihe von militärischen Auffassungen und Einrichtungen nach und nach förmlich in das bürgerliche Leben überzugehen. Nicht allein die Regenten monarchischer Staaten wieder vorzugsweise militärisch erzogen, und treten dann an ihre Aufgaben oft mit Anschauungen und Gewohnheiten heran, die nicht ganz zu den Zeiten stimmen, sondern es haben sich überhaupt, von diesem vorzugsweise militärischen Denken und dem stark in den Vordergrund tretenden militärischen Staatszweck ausgehend, in den konstitutionellen Monarchien eine ganze Reihe von Rechtsbegriffen verändert. Rechte, welche früher mit dem konstitutionellen Staatsrecht und Regierungssystem eng verbunden und selbst zu sein pflegten, werden heute von dem „Kommandorecht“, wenn sie mit demselben in Widerspruch gerathen, bei Seite gedrückt. Jede Sache, welcher sich eine militärische Seite abgewinnen läßt, kann der parlamentarischen Kontrolle des Staatshaushalts mehr oder weniger entzogen werden. Militärangelegenheiten werden prinzipiell nicht mehr wie andere Aufgaben bewilligt, Staatsverträge, welche nicht vorgelegt werden sollen, bekommen die Form von geheimen Militärkonventionen“, und an die Stelle des Pflichtbewußtseins tritt Beamtentum gegenüber dem Staat, das früher eine der wichtigsten institutionellen Garantien gegen oben eben so sehr wie gegen unten ausmachte, tritt mehr und mehr der Begriff der persönlichen Treue und Anhänglichkeit, wie er im alten Lehnssystem bestand, und eine der militärischen nachgeahmte Disziplin. Ja selbst in den gewöhnlichen Sprachformen haben sich urwütsche eingebürgert, die aus dem Kasernenleben stammen; „Kamm“ ist ein Wort geworden, das auf alle möglichen Verhältnisse angewendet wird, und „Schneidigkeit“ ist längst nicht mehr das Privilegium des Kavallerieoffiziers.

Je enger die Verbindung von Krone und Säbel, um so eifriger müßte das Streben der Monarchisten darauf gerichtet sein, jene oben charakterisirten Zustände: Mißhandlung des Soldaten und industrielle Verelendung der Proletarier zu beseitigen. Müßte! Aber bekanntlich

sind es gerade diese Herren, die von „Mißhandlungen“ am liebsten gar nicht einmal sprechen hören wollen, und deren Profitwuth den schmalen Bissen, welchen die Industrie dem Arbeiter übrig läßt, durch die Zollpolitik noch weiter schmälert. Sie untergraben den Damm, von welchem sie allein noch Schutz erwarten.

Entrüstetes.

Neulich hatte sich die „Voss. Ztg.“, was bei ihrem Tanten-Temperament nicht allzu häufig zu geschehen pflegt, zu einem ordentlich mannhafte Artikel aufgeschwungen, der sich gegen die Drohungen wandte, es wäre bei einer Verweigerung der Militärvorlage zu einem Konflikt zwischen Staatsgewalt und Reichstag und somit zu einer Niederlage des Reichstags gekommen. In ihren parlamentarischen Gefühlen tief verletzt, kehrte die Tante kurz entschlossen den Spieß um. Wer sagt denn, zu dieser Frage hatte sie den Muth, wer sagt denn, daß bei einem solchen Konflikt das Parlament unterliegen würde und nicht der Kaiser? „So tief gewurzelt ist das Kaiserthum im deutschen Volke noch nicht, so allgemein ist die Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern außerhalb Preußens noch keineswegs, daß man „Kraftproben“ unternehmen dürfte, welche nicht nur das Recht des Reichstages, sondern in weit höherem Maße das des Kaisers in Frage stellen würden. Oder meint man, der Partikularismus erhöhe nicht sein Haupt, die unter der Asche glimmenden Funken der Zwietracht schlagen nicht zu heller Flamme auf, die Mißgunst zahlreicher bedeutender Gruppen und Personen, die wir nicht zu nennen brauchen, wüchse nicht mächtig empor, wenn von der Reichsregierung das Zeichen zum Verfassungsbruche gegeben würde? Man soll nicht mit dem Feuer spielen. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Im deutschen Reiche ist ein Konflikt unmöglich, weil er den nationalen Verfassungsbau nicht nur gefährden, sondern in Trümmer legen müßte.“ Schließlich wird gesagt, wenn bei einer Auflösung des Reichstages zwei Wahlgänge nach einander eine Niederlage der Regierung ergäben, so bleibe „der Regierung nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen.“

Zur Erweiterung theilen wir unseren Lesern den Wuthausbruch mit, den das naive „wer sagt denn?“ der Tante bei der Kreuzzeitung hervorgerufen:

Eine stärkere Herausforderung des monarchischen Preußens ist wohl nicht denkbar. Der Artikel hätte verdient, in der „Kosovo Brestja“ oder dem „Swjet“ zu stehen. Man erfährt nicht einmal, ob es Bedauern oder Schadenfreude ist, was die „Voss. Ztg.“ zu der ungläubigen Behauptung veranlaßt, das deutsche Kaiserthum sei noch nicht „tief gewurzelt“, die Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern sei noch nicht „so allgemein“. Ein Patriot spricht solche Sätze überhaupt nicht aus. Die „Voss. Ztg.“ baut aber darauf ihre ganze Politik, geht davon aus, wie von einem Kriem, daß der Reichstag im Konfliktfalle über die Regierung — nein, über den Kaiser! — siegen müsse. Dafür haben wir nur ein Pfund!

Es ist in der That die höchste Zeit, das Sozialistengesetz aufzuheben, denn warum sollen wir die Sozialisten härter behandeln, als diese „Deutsch-Freisinnigen“ Schmach und Schande über solche Leute, die nur deshalb „gemäßigt“ auftreten als die Sozialdemokraten, weil sie den internationalen Kapitalismus vertreten, während die von der Sozialdemokratie verführten Arbeiter kein Geld haben, das sie in russischen Betrüben anlegen können.

Man merkt ordentlich, wie die konservative Feder sich vor Entsetzen gesträubt hat. — Und das Alles, weil die Tante so ehelich war, über eine Machfrage, die von konservativer Seite gestellt war, ihre Meinung offen zu äußern. Darum Räuber, Mörder und — Sozialdemokrat. Arme Tante!

Der Antisemitismus und die Arbeiter.

Wie lächerlich die Auffassung der Antisemiten ist, daß die „vereinigten Christen“ gegen die Juden zusammenstehen müssen, zeigt die bekannte Thatsache, daß der kapitalbesitzende Christ den besitzlosen, katholischen Bruder in Christo“ ausbeutet, wie jeden anderen Proletarier, der das Sakrament der Taufe nicht empfangen hat. Andererseits beutet der kapitalbesitzende Jude ohne Ausnahme beschnittene und unbeschnittene Proletarier aus. Da giebt es kein „Gefühl der Zusammengehörigkeit“. Die moderne Gesellschaft ist geschieden in eine besitzende und eine besitzlose Klasse, in eine ausbeutende und eine ausgebeutete. Das Kapital kennt keinen Unterschied nach Nationalität, Rasse oder Konfession.

Das antisemitische Märchen — schreibt die ungarische „Arbeiter-Wochenzeitung“ — vom „Zusammenhalten der Juden“ möge folgendes illustriren:

1. Aus Rußisch-Polen, Galizien, Posen und Oesterreich werden jüdische Proletarier, Schneider, von „Sweaters“ (Hungerlöhne zahlenden Zwischenausbeutern) nach London gelockt. Fast das ganze Schneiderhandwerk Londons, soweit es sich mit der Herstellung fertiger Anzüge befaßt, liegt in jüdischen Händen, und der Streit zwischen jüdischen Kapitalisten und jüdischen Arbeitern nimmt kein Ende. Anfangs hofften die armen Juden auf ihren Oerrabbiner Adler. Doch als dieser den Proletariern nicht nur kein williges Ohr lieh, sondern offen Partei für die reichen Juden und Ausbeuter ergriff, da begannen die ausgelegenen Schneider und sonstigen jüdischen Arbeiter, sich zu organisiren und zu streiken, um den „Sweaters“ das schmutzige Handwerk legen zu können.

2. Einer der bedeutendsten Industriezweige, die Diamantenschleiferei, beschäftigt eine Anzahl von über 10 000 Personen, die fast ausschließlich Juden sind.

Der Hauptausbeuter ist aber auch hier ein Jude, nämlich Herr Rothschild-London. Doch liegt das nicht in seinem Charakter als Jude, sondern als Ausbeuter, die arischen Kapitalisten machen es um kein Haar besser. Sie organisiren ihre Raubzüge nach demselben System, ihre „Glaubensgenossen“ ebenso dem Glend überantwortend; so beutet auch der deutsche Kapitalist den deutschen Proletarier aus. Hier giebt es keinen Unterschied nach Nationalität, Konfession und Rasse. Die Gesellschaft scheidet sich nicht in Arier und Semiten, sondern in Kapitalisten einerseits und Proletarier andererseits.

Eine neue Bestätigung dafür, wie massenhaft die Juden auch Arbeiter und damit Ausgebeutete geworden sind, finden wir soeben in amerikanischen Arbeiterblättern.

In den letzten Jahren ergoß sich aus den jarmatischen Ländern ein Strom von semitischen Auswanderern nach den Vereinigten Staaten. Sehr wahrscheinlich wird derselbe noch lange Zeit anhalten und wahrscheinlich sogar stärker werden. Als Aderbau-Arbeiter und für sonstige schwere körperliche Berrichtungen sind die jüdischen Einwanderer nicht brauchbar. Als gelernte Handwerker kommt auch bloß ein geringer Theil dieser ost-europäischen Juden ins Land. Somit müssen sie sich der großen Masse nach Berrichtungen zuwenden, die nicht lange Vorbildung verlangen und diese habe sie in der durch die Theilungsarbeit ganz fabrikmäßig gewordene Bekleidungs-Industrie gefunden, die sie anscheinend so ziemlich monopolisiren werden. Hier ist Kapital und Arbeit jüdisch. Wenn der Zensus (die Volkszählung) fertig ist, wird man darüber erst genaueren Anhalt haben. Soviel erkennt man aus dem Augenschein, daß sich in den größeren Städten des Landes, namentlich in New-York, ganze jüdische Quartiere gebildet haben, deren Injassen, abgesehen vom Zwischengewerbe, hauptsächlich in der Schneiderei, Hemdenmacherei zc. beschäftigt sind. Es giebt fast keine Fabriken. Die Arbeit wird in den Bohnhäusern gefertigt, wo Klein und Groß, Männer und Frauen zusammen helfen. Der Arbeiter hat keinen Verkehr mit dem Unternehmer; zwischen beiden steht der „Kontraktor“, der „Sweater“, der Zwischenausbeuter, der die Arbeit wieder unter die Arbeiter vertheilt.

Welche Zustände sich dabei bilden, ist unseren Lesern hinlänglich bekannt aus den Berichten von London, wo dieses System gleichfalls eingebürgert wurde. Diese Hausarbeit sollte und könnte aus triftigen sanitären Gründen verboten werden und das wäre ein Segen für die Arbeiter. Aber bis jetzt haben die amerikanischen Arbeiter noch nicht einmal ernstlich diese Forderung erhoben. Handelt es sich ja doch in der Hauptsache um Eingewanderte und noch dazu um Juden.

Aber diese israelitischen Arbeiter haben eine bemerkenswerthe Energie entwickelt, um sich aus der Knechtschaft zu befreien, in welcher sie von Kapitalisten der eigenen Rasse gehalten werden. Schärfere Klassenkämpfe sind kaum aufzuweisen, als die, welche jetzt in amerikanischen Großstädten zwischen jüdischen Kapitalisten und jüdischen Arbeitern sich abspielen. Diese Arbeiter haben vortrefflich verstanden, von der Organisation Gebrauch zu machen und haben schon manche siegreiche Schlacht geschlagen. Sie befinden sich in diesem Augenblick in einem harten Kampf in New-York, wo ihrer sechs- bis zehntausend von einem Fabrikanten-Bund, hauptsächlich in der Absicht, die Organisation zu brechen, ausgeschlossen worden sind.

Man sieht: die Arbeiterbewegung muß die Klassen-Vorurtheile beseitigen, wo sie überhaupt jemals bestanden haben. Nicht die Rassen- und Glaubensunterschiede, die Klassengegenstände scheiden die Menschen innerhalb der heutigen Gesellschaft, der beschnittene Kapitalist gehört zum unbeschnittenen wie der jüdische Arbeiter zum christlichen, und zwischen dem jüdischen Ausbeuter und dem jüdischen Arbeiter gähnt trotz aller Glaubensgemeinschaft derselbe Abgrund wie zwischen dem germanischen Lohnslaven und seinem christlich-germanischen Herrn. Diese Klassengegenstände gilt es aufzuheben, und alle anderen Konflikte werden damit von selber aufhören. Die Ausbeutung durch Juden wird von selbst verschwinden, wenn die Ausbeutung überhaupt fällt.

Der nächste internationale Arbeiter-Kongress.

In Chicago hat, wie die dortige „Arbeiter-Zeitung“ meldet, ein Komitee von Arbeiter-Organisationen die Abhaltung eines internationalen Arbeiter-Kongresses daselbst für den 4. Juli 1893 angeregt. Auch hat dasselbe, wie aus dem bezeichneten Blatt zu ersehen, schon eine fertige Tagesordnung aufgestellt. Den Zweck des Kongresses hat man nämlich wie folgt formulirt:

- Der Zweck soll sein:
1. In präziser Form die Grundwahrheiten der Arbeiterfrage zu proklamiren;
 2. eine Erklärung aller Rechte der Produzenten zu geben;
 3. ein Programm aufzustellen, welches ihnen die Rechte in natürlicher Zweckmäßigkeitfolge zu verschaffen geeignet ist;
 4. einen Arbeitsplan zu formuliren und durchzuführen, der mit der internationalen Arbeiterbewegung im Einklang steht.
- Eine Anerkennung folgender Punkte ist notwendig, um bei dem Kongress das Recht der Zulassung erlangen zu können:
- Anerkennung der Thatsache, daß die Frage der Produktion für Bedürfnisse und den allgemeinen Komfort der Menschen gelöst ist;
 - daß die Erwägung der allgemeinen Interessen der Arbeiter gleichbedeutend sein soll mit der Erwägung des speziellen Interesses irgend eines Handwerkers oder irgend einer Beschäftigung;
 - daß die Erwägung von Plänen für die Entfernung der Ursachen, welche die gleichmäßige Berrichtung des Reichthums ver-

kühen, höher gestellt werden soll als die Erwägung der Mittel für die Abschaffung der Wirkungen jener Ursachen;

daß die Abschaffung des Lohn-Systems geboten, und die Einführung kooperativen Besitzes und Gebrauchs der Produktionsmittel eine Nothwendigkeit ist.

Man mag bei diesem „Programm“ noch so viel auf Rechnung einer offenbar unternormmäßigen Uebertragung aus dem Englischen setzen, so wird es doch immer noch einen recht befremdenden Eindruck machen. Unser Bruderorgan, das „Philadelphia Tageblatt“, bemerkt daher heute schon mit Recht: „Gewiß ist es sehr wünschenswerth, daß auch gelegentlich der nächsten Weltausstellung (eben 1893 in Chicago) ein allgemeiner Arbeiterkongress zu Stande kommt. Aber dieser Kongress muß souverän sein und wird seine Tagesordnung selbst bestimmen. Von einer vorausgehenden „Anerkennung“, welche ein Chicagoer Komitee fordert, kann deshalb nicht die Rede sein. Die Chicagoer sollten sich ja davor hüten, irgendwie in den Fehler der französischen Possibilisten zu verfallen, die geglaubt haben, Vorschriften machen zu dürfen, und dann lediglich eine Spaltung hervorriefen. Zudem haben die Chicagoer kein Mandat für die Einberufung eines solchen Kongresses, welches den Erfolg desselben sichern würde. Die Einberufung muß, nach unserem Dafürhalten, von Europa ausgehen und durch den nächsten Kongress, der wahrscheinlich vor dem Chicagoer stattfinden wird, autorisirt werden. Die Chicagoer haben dann lediglich als Lokal-Komitee für die Arrangirung zu sorgen. Ein wirklicher internationaler Arbeiterkongress kann bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen in Amerika zusammengebracht werden, wenn er auch europäischerseits natürlich viel schwächer besucht sein wird, als es der Pariser war. Allein je weniger die Amerikaner mit den Vorbereitungen — den lokalen Arrangements natürlich ausgenommen — zu thun haben, desto besser wird es (wegen ihrer inneren Streitigkeiten) sein. Unsere Freunde in Europa können als sicher annehmen, daß sie hier von den organisirten Arbeitern willkommen geheißen werden. Auch ist nicht an einer großartigen Theilnehmung derselben an dem Kongress zu zweifeln. Es wäre nun rathsam, daß man drüben die Idee einer solchen Konvention in der neuen Millionenstadt am Michigan-See diskutirte. Und entscheidet man sich dafür, so geht unser Rath dahin, daß man alles, was zur Einberufung gehört, drüben fest in der Hand behält und in Chicago lediglich ein Komitee für die lokalen Arrangements einsetzt. Damit umgeht man die Gefahr, welcher die unsicheren Verhältnisse in der Arbeiter-Bewegung dieses Landes den Kongress aussetzen könnten.“

Zur wirthschaftlichen Lage.

Die Anzeichen dafür, daß die kurze Periode wirthschaftlichen Aufschwunges ihrem Ende naht, mehren sich. Es herrscht eine gewisse Bangigkeit vor dem, was kommen wird. Die Hauptwucht der Krise, welcher wir entgegenzueilen scheinen, wird naturgemäß wieder auf die Schultern des arbeitenden Volkes fallen, das dann in Waffen von der Industrie ausgespieen und dem Glend der industriellen Reservearmee anheim gegeben werden wird. — Werkwürdige Gerechtigkeit unserer Nationalökonom! Dem Unternehmer, der bei einer Krise Geldverlust riskirt, billigen sie großmüthig eine „Risikoprämie“, den Unternehmervogel, zu, aber von einer Risikoprämie dessen, der mit seiner Arbeit Alles zu verlieren riskirt, den letzten Bissen Brot, seine und seiner Familie Gesundheit und Ehre (denn die Noth treibt zum Verbrechen) — von einer Risikoprämie des Arbeiters ist in allen Lehrbüchern der Nationalökonomie nie die Rede. Schon der Gedanke: „Risikoprämie des Arbeiters“ erscheint lächerlich. Risikoprämie, wozu? Mein Gott, die Arbeiter sind doch da, um ihre Haut zu riskiren, während die Unternehmer — ja Bauer, das ist ganz was anders! — Nun, wie die Sachen heute liegen, wird die nahe Krise nicht allein die Reihen der Reservearmee, sondern noch andere Reihen, die der proletarischen Arbeiterpartei, mächtig füllen. Neben dem Geldverlust ein neues Risiko für die Herren Unternehmer; von Rechtswegen müßte

eigentlich ihre Risikoprämie darum erhöht werden. Ist kein Professor da, um diesen Satz klar zu beweisen?

Als charakteristisch für die Auffassung der gegenwärtigen Lage, theilen wir folgendes aus einem wirthschaftlichen Wochenbericht der Kreuztg. mit:

Der Markt für Industrie-Papiere weist weder eine Belebung auf, noch liegen Anzeichen vor, auf welche sich irgendwelche Hoffnungen in dieser Richtung setzen ließen. Wenn ein Papier veräußert wird, so liegt dem nicht sachliche Motive zu Grunde, sondern die wechselnden Chancen in dem Kampf zwischen Baiffe und Hausse. Unbefangen betrachtet, scheinen die Gründe zu überwiegen, welche den Industrie-Papieren, von Ausnahmen abgesehen, keine günstige Zukunft vorsehen. Es fehlt sogar nicht an Stimmen, welche sich auf das mögliche Gerannab einer industriellen Krise beziehen. Ganz ohne Wahrscheinlichkeit ist diese Auffassung nicht. In den letzten Jahren ist die Produktion derart ausgedehnt worden, daß sie nothwendig über die Absatzfähigkeit des deutschen Marktes hinausgehen mußte. Nun ist aber der Preisstand des Rohmaterials und der Fabrikate so hoch, daß an eine erfolgreiche Konkurrenz auf fremden Märkten nicht zu denken ist. Die Folge ist die zur Zeit hoffnungslose Stodung des Ausfuhrgeschäftes für so wichtige Artikel, wie die der Eisen- und Stahl-Industrie. Die erste Voraussetzung besserer Verhältnisse ist die Herabsetzung der Preise für Kohlen und Kote, wovon aber die Interessenten nichts wissen wollen. Sie bilden sogar Vereinigungen, welche auf Einschränkung der Produktion zielen, um so den ungefähren Preis von heute möglichst lange behaupten zu können. Eine Zeit lang mögen diese Mittel, welche übrigens noch mehr als einer Richtung hin schädlich wirken, ihre Dienste thun. Uebrigens würde auch eine etwaige mögliche Zunahme der Ausfuhr, wenn sie nicht von einer Steigerung des heimischen Bedarfs begleitet würde, im großen und ganzen nicht viel an der Situation ändern. Denn nur bei einer sehr großen Ausfuhr würde man von dem heimischen Markt absehen können. Nun ist man aber auch in England und Belgien ebenso sehr auf Belebung der Ausfuhr bedacht und die Konkurrenz wird schon dafür sorgen, daß keines der Exportländer ganz zufrieden gestellt wird. Andererseits scheint in der Entwicklung des heimischen Marktes eine Ruhepause eingetreten zu sein, welche zu überwinden Zeit erfordert.

Wie sehr die Klagen der Kreuztg. und anderer Organe über den Rückgang des deutschen Ausfuhrhandels berechtigt waren, kann man erst jetzt, wo die amtliche Statistik über den Werth der Ein- und Ausfuhr für das Jahr 1889 veröffentlicht ist, ganz ermessen. Es ergibt sich aus den amtlichen Aufzeichnungen, daß während dieses Jahres der Werth unserer Einfuhr den Werth unserer Ausfuhr um mehr als 830 Millionen Mark überstiegen hat. Das ist ein kolossaler Rückgang, da 1888 der Ueberschuß der Einfuhr nur 88 Millionen Mark betragen hatte. An sich betrachtet, haben freilich beide Größen, Einfuhr wie Ausfuhr, gegen das Vorjahr zugenommen, jene indes um 651 Millionen, diese nur um 96 Millionen, also um ein Sechstel weniger. Die Steigerung der Einfuhr erweist sich als besonders stark bei den Nahrungs- und Genussmitteln, ein natürliches Resultat der schlechten 89er deutschen Ernte, deren Ausfälle durch das Ausland gedeckt werden mußten. Auch Rohstoffe und Halbfabrikate der Textil-, Holz- und Metallindustrie wurden in erhöhter Menge eingeführt. Das Sinken der Ausfuhr tritt besonders in dem Export von Vieh, Nahrungsmitteln, Wollen- und Baumwollenwaaren, sowie Thon-, Porzellan- und Glaswaaren hervor.

Da in der kapitalistischen Wirthschaftsordnung, die mit der dauernden Gefahr der Ueberproduktion zu kämpfen hat, der Fortschritt des sogenannten Nationalreichtums wesentlich davon abhängt, daß mit der gesteigerten Produktion der Absatz der Waaren entsprechend wachse, so ist eine Verschlechterung der Handelsbilanz, d. h. das Zurückbleiben des an das Ausland verkauften Waarenwerthes hinter dem ihm abgekauften Waarenwerthe thätigst ein höchst bedenkliches Symptom. Das Jahr 1889 war nach dem übereinstimmenden Berichte fast aller Handelskammern ein hervorragend günstiges, aber nur deshalb, weil aus ganz besonderen Gründen die inländische Absatzgelegenheit zugenommen hatte. Die großen Aufträge, die der Staat der Industrie zukommen ließ, trugen in erster Reihe dazu bei. Sobald jedoch der inländische Bedarf auf sein gewöhnliches Niveau herabsinkt, muß sich der Rückgang des Abzuges nach dem Auslande hin, der in diesem Jahre vielleicht noch bedeutender als 1889 sein wird, in schlimmster Weise geltend machen. Die von der Presse signalisirte Absatzkrise wird dann ihre gefährlichsten „Umsturzbestrebungen“ bei uns beginnen.

Produktion und Technik.

Der Kampf gegen die großen Magazine und Kaufhäuser wird, wie unsere Leser wissen, besonders in Paris seitens der Kleinhandlender mit verbissenster Wuth geführt. Die reactionärsten Vorschläge finden hier Beifall; sie werden aber, selbst wenn sie durchführbar wären, das Fortschreiten des Großbetriebes, der in der Gütererzeugung heute schon allgemein als ein ungeheurer Vortheil anerkannt ist, nicht im Geringsten verhindern. Ein Artikel des „Economiste Francais“ beschäftigt sich mit der großen Kosten- (d. h. schließlich Arbeits-) Ersparniß, welche der Großbetrieb auch auf dem Gebiete des Waarenabzuges bietet. Der Artikel verweist auf die Thatsache, daß erwiesenermaßen kleine Geschäfte zur Aufbringung ihrer Epezen einen Gewinn von 30 bis 40 Prozent erzielen müssen, während das große Magazin sich mit einem Nutzen von 3 bis 4 Prozent begnügen kann, und zieht zur Vergleichung auch die zahlreichen englischen Konsumgenossenschaften heran. Die bedeutendste dieser Gesellschaften ist die „Army and Navy“ (etwas ähnliches wie, dem Ziele nach, unser „Lifzierungverein“); sie hat im Jahre 1888 Waaren für 56 267 500 Frs. eingekauft und dieselben für 62 772 375 Frs. an ihre Mitglieder abgegeben. Die Betriebskosten betragen 8 Prozent. Die Gesellschaft „Civil Service“ (etwa unser „Künftiger Beamtenverein“) kaufte Waaren im Betrage von 38 838 325 Frs., die an die Mitglieder für 43 311 915 Frs. abgegeben wurden. Auch hier betragen die Betriebskosten nur 8,29 Prozent. Aber nicht nur die Kosten der Waarenverwaltung und des Waarenabzuges sind im Großbetrieb niedriger, auch der Einkauf kann viel billiger im Großen geschehen. Die Magazine haben das Beispiel der großen Fabriken nachgemacht, welche alle Rohstoffe zur Erzeugung, einschließlich der Kohle für ihre Maschine, am Produktionsorte in Massen einkaufen und sich des Zwischenhändlers vollkommen entledigen haben. So konnten sie auch aus diesem Grunde die Preise bedeutend ermäßigen und dem Kleinhandel die Konkurrenz unmöglich machen. Als weiterer Vortheil, den die großen Magazine bieten, wird die Vereinigung zahlloser Artikel in einem Raume bezeichnet, deren gesonderter Einkauf an verschiedenen Plätzen dem Konsumenten viel mehr Zeitverlust und Mühe verursachen würde. Man sieht, wie der Großbetrieb im Handel überall Zeit, Arbeit und Kosten spart, heute allerdings zum Ruin des Kleinbetriebes, der dem Wettbewerb erliegt, und zum Schaden der Arbeitkräfte, die stellenlos und brotlos werden. Welche Erleichterung der Arbeitslast des ganzen Volkes kann er aber herbeiführen, wenn er dereinst nicht privatkapitalistisch ausgenutzt, sondern zum Besten Aller verwaltet wird!

Konsular-Enquete über die Arbeiterfrage. Der französische Minister des Aeußern hat die Vertreter im Auslande beauftragt, bis 1. September d. J. über den Stand der Arbeiterfrage in den betreffenden Ländern Berichte vorzulegen, welche ein Bild der Arbeiter- und Lohnverhältnisse, der demalstigen Gesetzgebung, der im Stadium der Vorbereitung befindlichen Gesetze, der Reformen, welche die öffentliche Meinung für sich haben, der sozialen Lage bieten und endlich auch über die Wirksamkeit der einschlägigen Gesetze Auskunft geben sollen. Die einlaufenden Berichte werden in einem Gelbbuche veröffentlicht werden.

Zur Entgegennahme gelesehener Arbeiterblätter (auch gewerkschaftlicher) zur Verbreitung nach den Provinzen, haben sich für den Osten bezw. Nordosten des 4. Berliner Reichstagswahlkreises folgende Genossen bereit erklärt: Gustav Tempel, Breslauerstraße 27; Wilhelm Hof, Friedrichsbergerstr. 5; Robert Berger, Gr. Frankfurterstr. 92 Hof 1; Carl Müller, Landwehrstr. 13 III; Emil Böhl, Frankfurter Allee 74; Heinrich Hoffmann, Kaiserstr. 4; Adolf Scholz, Landberger Allee 144 Hof III. Genossen außerhalb Berlins, welche die Zusendung von Lesestoff wünschen, wollen sich an eine der obigen Adressen wenden.

Briefkasten.

Abonnet Köln. Der erste Band des „Kapital“ ist gegenwärtig allerdings im Buchhandel vergriffen. Eine neue Auflage ist wohl bald zu erwarten. Der Preis beträgt 9 Mk. Der zweite Band des Buches (Preis 8 Mk.) ist im Buchhandel vorhanden. — Es wäre vielleicht möglich, daß Sie Band I jetzt von einem Antiquar erhalten.

P. P. 100. ad 1) Als Kulturgeschichte (streng nur bis zum Reformationszeitalter) ist Pippert: „Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau“ (1887 etwa erschienen) sehr zu empfehlen. Das Buch liest sich allerdings nicht leicht (2 dicke Bände), behandelt seinen Stoff aber gründlich und im Geiste der materialistischen Geschichtsauffassung. Der Verfasser hat auch einen populären Auszug daraus veröffentlicht, irren wir nicht, in der „Bibliothek des menschlichen Wissens“. Der Buchhändler wird Ihnen darüber Auskunft geben. — Eine bis auf die Gegenwart reichende gute Kulturgeschichte kennen wir nicht. — ad 2) Das Unternehmen heißt „Sozialdemokratische Bibliothek“; es erschien zuletzt Heft 26, den Titel können wir Ihnen leider nicht angeben. — ad 3) Höchstwahrscheinlich ganz gleichlautend.

L. L. Wir werden ihre Fragen einem Rechtsanwalte vorlegen und theilen Ihnen dann die Antwort mit.

Altenstein. Wir haben über Militaria unsere Meinung schon zu oft ausgesprochen, als daß wir Ihren Artikel hätten aufnehmen können. Sie erwähnten, daß Sie nach Berlin gehen. Suchen Sie uns doch einmal in der Redaktion auf, vielleicht könnten wir Ihnen bei Ihren Plänen beifällig sein.

E. S. Hannover. Sie müssen sich an das Postamt wenden. — Alle verbotenen Schriften werden natürlich nach Ablauf des Sozialistengesetzes frei, so weit sie nicht auf Grund des gemeinen Rechts (z. B. Majestätsbeleidigung) zu belangen sind.

Cigarren-Tabake

reichhaltiges Lager

O. Klein, Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gürtler und Bronceur (E. S. 60.)

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

Görlitz und Umgegend.

„Berliner Volks-Tribüne“ und „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ zu beziehen durch

H. Bemmewitz, Görlitz,

Hochstraße Nr. 5.

Cottbus.

Wohnungsveränderung.

Vom 1. Juli d. J. befindet sich meine Wohnung

Neustädterplatz 116

(Schmid'sches Restaurant) 1 Tr.

Carl Lewandowsky

Direkt-Expedient aller Zeitchriften und Bücher der Arbeiter-Literatur.

Lese-Club „Heine“

Sonnabend, den 19. Juli 1890:

Grosser Sommernachts-Ball

in der Unions-Brauerei, Hasenhaide.

Um 12 Uhr: Kaffee-Pause.

Während der Pause großer Souveniren.

Anfang 8 Uhr.

Billets für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf. sind in den mit Plakaten versehenen Lokalen und bei folgenden Herren zu haben: D. Klingenberg, Heimstr. 18, Quergeb. 2 Tr., A. Dellerhof, Andstr. 31, 3 Tr., B. Grude, Bellealliancestraße 54, W. Müller, Bergmannstraße 96, Hof part., R. Köhler, Schenkendorfsstraße 4, 4 Tr.

Ende ???

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berl. Reichstags-Wahlkreises

Grosse Versammlung

am Dienstag, den 15. Juli, Abends 8 1/2 Uhr,

im Saale des Herrn Lehmann, Schwedterstraße 24.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Pirch über: „Welche Konsequenzen haben wir aus der bewilligten Militär-Vorlage zu ziehen?“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Bräufestien. Gäste sehr willkommen. — Aufnahme neuer Mitglieder. Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Hierdurch die ergebene Anzeige,

dass wir vom 1. Juli ab unsere

Buchdruckerei

nach

Elisabeth-Ufer No. 55

(am Engelbecken)

vorlegt haben.

Wir bitten, uns das bisher entgegengebrachte Wohlwollen auch für die Zukunft angedeihen zu lassen.

Hochachtungsvoll

Maurer, Werner & Co.

Buchdruckerei.

Große und kleine Reste zu Hosen und Anzügen, sowie Kleider- und Regenmäntelstoffe Seidenplüsch, Tritot zu Taillen, gleich zugeschnitten auch angefertigt.

Albert Barle, Waldemarstr. 66.

Meergedanken.

Von Gottfried Keller.

O wär' mein Herz das tiefe Meer
Und seine Feinde die Schiffe,
Wie schleudert' es sie hin und her
An seines Bornes Riffe!

Und endlich schläng' es unter sie,
Hinunter in die Tiefe,
Daß drüber glänzend spät und früh
Der Meeresfrieden schliefe.

So aber ist's ein Wellchen kaum,
Von tausend Wellen eine:
Doch nagt und wäscht ihr leichter Schaum
Am morichen Schiffsgebeine.

Wir Wellen ziehen treu vereint
Und eine folgt der andern;
Wir haben all' den gleichen Feind,
Nach dem wir spä'n und wandern.

Die Geisternoth, der Wirbelwind,
Der peitscht uns, bis wir schäumen,
Bis alle wach geschlagen sind
Aus ihren Wasserträumen.

Und endlich sinkt im Trümmersall,
Was wir so lang getragen —
Dell uns, wenn wir mit fatterm Schwall
Dann oben zusammenschlagen!

Dann ruht's von allen Ufern her,
Als ständ' der Himmel offen:
Das Schiff der Lügner ist im Meer
Mit Mann und Maus erlosen!

[Nachdruck verboten.]

Rückfall

von

August Strindberg.

Deutsch von Gustav Lichtenstein.

Am Johannistag 1884 lag die Sonne strahlend klar über dem Genfer See und schien heiß auf die Berge in Duchy und Lausanne. Paul Petrowitsch, Rosenzüchter in Duchy fuhr mit einem kleinen Karren voll Rosen, Salatköpfen und Artischocken die Avenue de la Gare hinauf, um sich auf den Markt in Lausanne zu begeben. Der Schweiß perlte von seiner Stirn und würde in die kleinen, treuen Augen geflossen sein, wenn nicht die buschigen Augenbrauen einen Damm gebildet hätten; aber von den Schläfen stürzten die Schweißtropfen in den hellrothen Bart, der das halbe Gesicht bedeckte. Die Rosen ließen in der Sonne ihre Köpfe hängen, und der Salat kniff seine nervigen Blätter zusammen, um sich vor den Sonnenstichen zu schützen. Paul blieb stehen, zog die blaue Bluse aus und legte sie vorsichtig auf seine Last. Er trocknete sich die Stirn und zog weiter.

Auf der Avenue du Théâtre war die Sonne fast noch glühender. Hier blieb er wieder stehen und warf einen langen Blick über den Genfersee; gedankenvoll ließ er seine heiße Stirn von den letzten Schneewehen des Berglandes fühlen und athmete tief auf, als ob er frische Luft schöpfe, ehe er die für ihn stets so erstickende Stadt betrat. Als er so, die Mütze in der Hand, dastand, schritt eine Dame in Begleitung eines jungen Herrn vorüber.

Hier steht der Ruffe, — sagte sie; und der Herr blieb stehen, um Paul zu betrachten.

Der sieht lustig aus, — sagte der junge Herr.

Und Pauls Gesicht zeigte wirklich einen eigenthümlichen Ausdruck, als er sich von den Fremden beobachtet fühlte. Es zog sich zusammen wie Wegerich, wenn man den Stiel abbricht und an den entblößten Blattnerven zupft, wie es die Kinder im Spiel zu thun pflegen. Es war nicht ein einseitiges Zusammenneigen einiger Muskeln, sondern sämtliche Nerven des Gesichtes schienen im Zusammenhang mit einer galvanischen Batterie zu stehen. Paul wußte das, setzte die Mütze auf und zog weiter über Place Saint Francois, die Straße St. Francois hinunter, die in Folge des Markttages für Fuhrwerk gesperrt und mit Gemüsehändlerinnen, die am Rande des Trottoirs saßen, besetzt war. Als die Weiber Paul und seinen Karren erblickten, wollten sie ihm den Weg versperren, aber Paul erklärte, er sei kein Lastthier, obwohl er so aussähe, und habe das Recht hier zu fahren. Die Frauen riefen einen Schutzmann. Dieser legte das Gesetz in eigener Faust zu Pauls Nachtheil aus, er mußte mit einem Karren wieder den Berg hinauf. Paul war weder niedergeschlagen noch erstaunt. Er hatte schon längst aufgehört, sich über eine so natürliche Sache zu verwundern, daß Konkurrenten mit allen Mitteln einander am Fortkommen zu hindern suchten. Als er auf einem großen Umwege die Rue Centrale erreicht hatte, wo ihm sein Verkaufsplatz angewiesen war, deckte er den Karren ab, zog die Bluse an, die ihm zugleich mit den braunen Manchesterhosen das Aussehen eines Schweizer Arbeiters gab und stellte sich auf, um die Käufer zu erwarten.

Als er nun einsam inmitten des Volksaufens stand, einsam unter neidischen Konkurrenten, am Rande eines

Trottoirs auf einer steinigen, schmalen Straße, deren Kinnstein unter seinem Karren sich hinzog; als er sah, wie sich diese polternden, schweißigen und staubigen Menschen in Arbeitskleidern mit ihren Lasten und Werkzeugen wie an einem Wereltage vorwärts drängten, da fühlte er sich beklommen, und seine Gedanken eilten weit, weit fort zu dem großen, flachen, häßlichen Lande um Mostau.

Er glaubte nicht mehr an Kirchenglocken und ähnliches, aber er vermischte sie jetzt am Johannistage, der daheim immer festlich begangen wurde. Der süßliche Geruch seiner prachtvollen Rosen, der sich auf widerliche Weise mit dem Geruch des Lauchs und Selleris seiner Nachbarn vermengte, machte ihn hypochondrisch, und er empfand eine stark brennende Sehnsucht ins Weite hinaus, nach den weißen Birken und den einfachen wilden Rosen. Er vermischte die kleine roth- und grün gemalte Kirche mit dem vergoldeten Minaret, wo doch so viel Thörichtes gesprochen wird, er vermischte die Ruhe der Steppe, die feiertagsgekleideten Musikanten mit ihren grellstreifigen Festgewändern und die Frauen in ihren gelben und rothen Sarafanen, die sie heute zu Ehren Sanct Johannes oder vielmehr zum Gruße der Ankunft des kurzen Sommers trugen. Dies seien Schwächen, meinte er, denn die Menschen werden durch Kirchenglocken und Sarafane weder besser noch glücklicher; aber dennoch sehnte er sich von hier fort, wo man den Sommer nicht zu schätzen weiß, weil es fast während des ganzen Jahres Frühling ist; fort von dieser Straße, diesem Kinnstein, dieser Volksmenge, die sein Feind ist; von diesen altmodischen Menschen mit ihren altmodischen Herzen und Gedanken; von diesen Ausländern, die hierhergekommen, um vom Balkon eines Hotels erster Klasse die Natur zu genießen, wie ein Dekorationsstück auf der Bühne. Endlich wurde er von einer Käuferin in seinen Gedanken gestört.

Was kosten die Artischocken? — fragte sie.

Fünfundzwanzig Centimes, Madame, — antwortete er.

Sie befühlte die Haut, um zu sehen, ob sie echt seien, machte eine laure Miene, die soviel bedeutete wie: zu theuer! und ging weiter.

Was weiß diese Gans, welcher Preis für Artischocken zu theuer ist? — dachte er bei sich. — Hätte sie schon einmal ein Stück Land gemietet, das so theuer ist, theuren Dungen gekauft und Samen, hätte sie geädet, die Pflanze umgesetzt, die so zart ist, daß man sie kaum anzufassen wagt, sie wieder umgesetzt, bewässert, den Boden rings umher von Unkraut gesäubert, sie im Winter bedeckt und in Unruhe gelebt, um sie dann im Frühling nicht kommen zu sehen — hätte sie gewartet, ein Jahr, zwei Jahre, zweimal dreihundertfünfundsechzig Tage, ehe sie Knospen trieb, so würde sie nicht gesagt haben, daß fünf und zwanzig Centimes zu theuer sei; aber nun hatte sie das alles nicht gethan, und deshalb verstand sie es nicht besser. Sie ist Lehrerin, ich weiß es, und nimmt drei Francs für die Stunde von Leuten, die ihre Sprache erlernen wollen. Sie sitzt in einem weichen Fauteuil, in einem warmen Zimmer; sie riskirt nichts, plaudert vom Wetter und Theater, erhebt sich und geht mit drei Francs ihrer Wege. Aber das ist, wie sie glaubt, für eine arme, unglückliche Lehrerin zu wenig.

Zwei Gasarbeiter arbeiteten in einer Grube. Paul erblickte sie gerade in dem Moment, als er seine ökonomischen Betrachtungen schloß.

Jene, — fuhr er fort — verdienen dreißig Centimes in der Stunde, zehnmal weniger, wie sie, die in einem Stuhl im warmen Zimmer sitzt und vom Wetter und Theater spricht. Es scheint mir, als ob die Arbeitslöhne in dieser verkehrten Welt in einem verkehrten Verhältnis zur Arbeitsmühe stehen! Das ist doch eine wichtige Sache, aber noch hat kein Professor sie beleuchtet, und der, welcher es zu thun wagte, wurde ja auch sofort abgejezt.

Solch häßliche Gedanken hatte Paul Petrowitsch an einem so schönen Tage wie der Johannistag, aber Paul hatte schon seit langer Zeit die Verehrung des Schönen aufgegeben.

Die Stunden vergingen; die Sonne erhitzte die Mauern der Häuser und die Straßensteine wie einen Badofen. Die Menschen verschwanden, und Paul stand bald so gut wie allein mit seinen Konkurrenten auf der Straße. Aber, je später am Tage, desto feinere Leute. Es erschienen einzelne vornehme, reiche Damen, die bereits aufgestanden waren und Blumen kaufen wollten. Den Gemüsehandel hatten die Dienstmädchen bereits abgeschlossen, um zum Mittagessen fertig zu werden. Paul hatte drei Rosen im Topf für vier Francs das Stück verkauft; jetzt hatte er nur noch eine gelbe Theerose. Sie war ein fünfjähriges Propfreis. Fünf Jahre hatte er sie wie ein Kind gepflegt. Mit zitternder Hand hatte er die empfindliche Operation vollbracht, als er das kostbare Reis, nach dem er zwei Meilen hatte fahren müssen, auf den wilden Stamm, den er groß gezogen, gepfropft hatte. Er hatte die Wunde verbunden, gewaschen, den kleinen Sproßling wie einen Kranken gepflegt, ihn beschattet, bewässert, seine Blätter vom Mehlthau gereinigt, ihn während des Winters in seinem Zimmer gehütet, wo er um der Pflanze willen sogar seine geliebte Tabaks-

pfeife nicht mehr anzuzünden wagte. Fünf Jahre hatte er sie gepflegt; sie war ein Angehöriger, ein Mitglied seiner Familie. Er hatte ihre ersten Knospen gesehen, seine Kinder hatten vor Freude aufgeschrien, als sie ihre sammetweichen, topasgelben Blätter entfaltete, die klar und weich waren wie Kinderwangen, und seine Frau hatte sie geküßt. Und nun sollte er sie verkaufen, auf der Straße, am Kinnsteinrand. Ja, er mußte sie verkaufen, denn seine Kinder brauchten neue Schuhe, wenn sie heute, am Johannistag, mit den Eltern ausgehen sollten.

Da kam ein Engländer und fragte nach dem Preise. — Sechs Francs, Sir!

Der Engländer nahm fünf Francs und sagte: Hier haben Sie! —

Er glaubte nämlich, über's Ohr gehauen zu werden und kannte keine Leute.

— Sechs Francs! — wiederholte Paul.

— Sie ist nicht echt, — sagte der Engländer und ging. Ein Amerikaner erschien.

— Was wollen Sie für diese Malmaison? — fragte er.

— Fünfzehn Francs, — antwortete Paul.

Es ist eine gute Sorte, — sagte er und bezahlte.

Paul schien das Geld in der Hand zu brennen, aber dann stellte er eine neue nationalökonomische These auf: Ich glaube, daß der Werth einer Waare auf dem Preise beruht und nicht der Preis auf dem Werthe! Er ging einige Schritte auf dem Trottoir und kam an das Fenster des Buchhändlers. Dort sah er sich die neuen Bücher an, die so alt, so alt waren, trotz ihrer stolzen neuen Titel. Aber wie er sich so umsah, blieben seine Augen auf einem Buch haften: „Was thun? — Erzählungen von neuen Menschen von Tschernyschewsky.“ Ein merkwürdiges Buch! — Ohne einen Augenblick länger stehen zu bleiben, kehrte er zu seinem Karren zurück, legte das Gemüse, das er noch übrig hatte, zusammen und zog seines Weges. Er piff, als er den Berg zum Place Saint Francois emporfuhr; und als er bei dem Schuhmacher, der Kathedrale gegenüber, eintrat, hatte sein Gesicht wieder eine solche Nervenattacke, wie vorhin auf der Avenue du Théâtre. Er kaufte für die Kinder Schuhe und ging darauf in den Bazar Baudois, um einige Spielsachen zu erstehen. Dann ergriff er seinen Karren und lief fast den Berg hinab nach Duchy.

Von der Straße nach Bevey zieht sich ein kleines, hügeliges Gäßchen hinunter zwischen dem Kirchhof und der katholischen Kapelle. Mitten auf dem Berge zweigt sich ein Fußpfad nach links ab, der gerade breit genug für einen Schiebkarren ist. Hier, eingeklemmt inmitten des prächtigen Mont Vert und von den hohen Nuss- und Kastanienbäumen desselben vor dem Nordwind geschützt, lag ein kleines Pachtgut, welches von Paul und seiner Familie in einen Garten nebst Rosenzuchterei verwandelt worden war. Man hatte einen schönen Anblick, wenn man hier eintrat. Hochstämmige Remontant- und Theerosen standen in langen Reihen nach den Farben ihrer Blüthen wohl geordnet. Marschal Niel mit ihren gewaltigen gelben Köpfen, in deren Kelch noch ein schwach orangerother Schimmer, wie nach einem Sonnenuntergang, lag, bildeten das hinterste Glied; darauf die kleinen, dicken Blüthen der Gloire de Dijon, gelb wie rohe Seide, mit einem Ton von Madeirawein und einem Duft wie Gesang; schwefelgelbe Safran, die den Augen wehe thun; dann eine Menge weißer Boules de Neige, weich wie Sammet, und mit einer leisen Röthe auf den Spitzen der Knospen, vielleicht eine Erinnerung an die kräftigeren Tage der Rasse, da ihr Blut noch roth durch die Adern floß; und dann die sammetpurpurfarbenen Damaszener-Rosen, kirschfarbene Jules Margattins, Koissettes, schwarz-roth wie venöses Blut, eine prachtvolle Sammlung, die düstere Gedanken erweckte und auswahl, als ob sie aus der klebrigen Erde eines Schlachtfeldes Leben getrunken hätte; aber vor ihnen, lächelnd wie junge, glückliche

*) Das Buch von Tschernyschewsky, auf dessen Ideen diese Novelle vielfach Bezug nimmt, ist die Schrift eines begeisterten Sozialisten. Da es vor mehreren Jahrzehnten in Rußland erschien, ist es nicht wunderbar, daß die ökonomisch-historischen Vorstellungen, auf denen die moderne Sozialdemokratie fußt, dort keine Erwähnung finden. Nicht der Klassenkampf, nicht die natürliche Entwicklung des Produktionsprozesses, — die moralische Aufklärung, die sittliche Energie, das zielbewußte, durch philosophische Einsicht geläuterte Glückstreben der Individuen ist es, in welchem Tschernyschewsky die Gewähr für den baldigen Sieg des sozialistischen Prinzips sieht. Dementsprechend behandelt auch sein Roman nicht die Arbeiterbewegung als solche, wie es z. B. Zola in Germinal thut, sondern begnügt sich mit der Darstellung einer Reihe strebender aufgestreuter und darum sozialistisch denkender Menschen. — „Was thun?“ so lautet sehr bezeichnend der Titel. Der Dichter will, indem er das Lebensbild seiner neuen Menschen entwirft, zugleich den Ueberlingen des Weg zeigen, welchen sie zu gehen haben, um nach dem sozialistischen Ideal schon in der gegenwärtigen Gesellschaft zu leben. — Der Adel der Bestimmung, die Heiligkeit des Glaubens, der Schwung der Begeisterung macht das Buch zu einer einzigartigen Erscheinung und erklärt den gewaltigen Eindruck, welchen es bei der hochherzigen „jungen Generation“ Rußlands hervorrief. Die Selbstlosigkeit und der Heroismus, die in der nihilistischen Bewegung oft so imponirend hervorgetreten sind, in Tschernyschewsky haben sie ihren Sängern und Propheten gefunden.

Mädchen, standen die zarten Provence-Rosen, die schwelende aber verblühene Schönheit La France, einem Mädchen nach einer Ballnacht ähnlich, und vor ihnen allen standen, lagen und nickten die kurzgewachsenen, einfachen Monatsrosen wie Kindergeichter, welche die poesielosen Engländer so schön Maidens Blush nennen. Diesen Rosenwald sehen, seinen Duft empfinden, war ein Raub für die Sinne. Er erweckte alle Wahrnehmungen zugleich: rohe wie durch gut zubereitete Speisen, berauschte wie von Wein, bethörende wie von der Nähe eines Weibes, unschuldige wie von den Schmeicheleien eines Kindes: frischgeschlachtetes Fleisch und feuriger Madeira, Schminke und Engelsflügel, Frauenbrüste und Kinderfüße, Schwefel und Morgenröthe, Blut und Milch, Purpur und Leinen. Aber Paul Petrowitsch sah die Rosen nicht von dem Gesichtspunkte, er war ein „neuer Mensch“ und sah die Dinge anders.

Der Garten war in vier Abtheilungen eingetheilt; eine für Brod, eine für Gemüse, eine für Früchte und eine für Blumen. Die Blumen waren nach Pauls Meinung ein notwendiges Uebel, bis auf weiteres; es war das letzte Zugeständniß an seinen Schönheitsstimm, ein trauriges Erbe, von dem seine Kinder sicherlich schon loskommen werden.

An der Nordseite des Gartens lag die Farm. Es war ein altmodisches Gebäude; die Meierei und Scheune zusammengebaut. Paul Petrowitsch erstrebte eben die Einfachheit, welche, wie überall geschrieben wurde, sich für den Zukunftsmenschen ziemte. Daß er dabei nicht mit einem Schläge alle Forderungen austrotten konnte, an die sich seine Natur durch schlechte Erziehung gewöhnt hatte, beunruhigte ihn nicht, denn er sah ja das Unfinnige seiner Forderungen ein; aber er hielt sich wenigstens für verpflichtet, den Anfang zu machen, damit seine Kinder, wenn sie einst mit Hand anlegen würden, schon etwas gethan fänden. Zu dem Zwecke besorgte er die meisten für das Leben notwendigen Arbeiten selbst und hatte, was mehr ist, seinen und der Seinigen Gebrauch auf das geringste Maß einzuschränken gesucht. Er besaß eine Kuh, zwei Schafe, zwei Ziegen, Kaninchen, Hühner und einige Gänse. Ferner hatte er Tauben und Bienen. Die letzteren lieferten den Bedarf des Hauses an Zucker. Aus Mais, das die ergiebigste und billigste Getreideart ist, wurde Brod gemacht; es war zwar nicht so gut wie Weizen-, aber doch besser als das schwarze Roggenbrod. Seinen Thee (Stoffee trank er nie) baute er selbst an. Er hatte nämlich auf der Universität in Charlow, wo er Medizin studierte, sechs Jahre in einer äußerst einfachen Pension gelebt. Hier hatte er sich an sehr schlechten Thee gewöhnt; und zwar so sehr, daß, als er später echten Thee erhielt, er diesen schlechter fand wie seinen alten. Als er dann erfuhr, daß er sechs Jahre Extract von Kirschblättern getrunken und ihn gut gefunden hatte, beschloß er, bei Kirschblättern zu bleiben und nun besaß er viele solcher „Theestaunden“ in seinem Garten. Seine Kleider selbst zu machen, hielt er und seine Frau noch nicht für nöthig. Starke Getränke genoß er nicht mehr. In seiner Jugend hatte er getrunken, wie er es zu Hause und auf der Universität gelernt hatte. Jetzt hielt er den Genuß starker Getränke für einseitig, denn um in unserer Zeit leben zu können, muß man klare Gedanken und frische Kräfte haben. Es kostete ihn jedoch eine lange und schwere Arbeit, sich die starken Getränke abzugewöhnen, denn sein Körper verlangte sie, wie der Körper des Arsenik- oder Opiumessers seine Gistationen fordert. Aber allmählich ging es. Und wenn er jetzt eine Ruhe des Gemüthes, des Körpers fühlte, eine Harmonie der Kräfte, da konnte er nicht genug den unsinnigen Gebrauch von Mitteln verdammen, die die Menschen thöricht, unzurechnungsfähig und unzuverlässig machten; überdies hielt er eine Besserung in der Zukunft ohne Nüchternheit der Menschen für unmöglich. Was sind z. B. jene Dichter, die eine solche Masse von Lügen gedichtet haben, denn anderes als Deliranten, die Hallucinationen haben und deshalb die Wirklichkeit nicht so sehen können, wie sie ist. Alle Beschlüsse, welche die Geschichte der Völker auf Jahrhunderte bestimmt haben, wurden im Rausche der Gasimähler gefaßt. Die erhabenen Gedanken der französischen Revolution sind bei den Reformbanketten im Weindunst aufgegangen; kein Komitee kann ohne Essen und Trinken arbeiten; alle großen Reden werden ja in einem Zustand von halbem Wahnsinn gehalten; und dann klagt man, daß kein Brod vorhanden ist, wenn man ganze Strecken Landes mit Wein bebaut und das Brod zu Branntwein brennt! Ist die Welt klug? O nein, den Glauben hatte Paul längst verloren. Aber wenn er zu Hause in Rußland Nüchternheit hatte predigen wollen, begegnete man ihm stets mit der scharfsinnigen Antwort: du bist ja selbst ein Säufer gewesen, worauf Paul nur einwenden konnte: gerade deshalb! wer nie ein Trinker gewesen, kann doch nicht über eine Sache sprechen, die er nicht kennt!

Paul war mit einem Mädchen von Familie eine „moderne Ehe“ eingegangen. Sie hatten einen mündlichen Kontrakt abgeschlossen, sich aber keine Versprechungen gemacht, da die Erfahrung sie gelehrt hatte, daß das Halten der Versprechungen nicht auf dem Willen des Versprechenden beruht. Sie hatten zwei Kinder. Die Arbeit war so eingetheilt, daß die Frau die Pflege der Kinder übernommen hatte, weil sie besser dazu paßte als Paul; außerdem lag ihr die Dekonomie des Hauses ob, denn sie besaß mehr Sinn dafür wie Paul. Aber sie räumte Pauls Zimmer nicht auf, das that er selbst. Die Mahlzeiten kochten sie zusammen, und Paul spülte auf, denn es machte ihm Spaß, auch scheuerte er die

Dielen, denn das war für die Frau zu schwer, besonders wenn sie schwanger war. Diensthofen hatten sie nicht, weil sie keine Sklaven im Hause sehen wollten. Aber Paul hatte einen „Mitarbeiter“ im Garten, einen Gartenknecht, der jetzt aber Pauls Kompagnon war und außer seinem Unterhalt einen mäßigen Antheil am Gewinn hatte. Paul rief ihn stets bei seinem Zunamen Bernhard, und Bernhard nannte ihn Paul Petrowitsch. Dies war ein gegenseitiges Uebereinkommen, weil man nicht an die Unwahrheit erinnert werden wollte, daß man Herr sei. Da man nur einen mäßigen Gewinn von seiner Arbeit begehrte, brauchte man nur sechs Stunden am Tage zu arbeiten; deshalb genoß man seinen Verdienst in Ruhe, bei Spiel, Zerstreuungen, Lesen und Schreiben; und Paul schrieb viel.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über das Kapital.

Von Otto Wittelschöfer.

II.*)

§. Was Wittelschöfer über die menschliche Arbeit, über die Entwicklung des Arbeitsprozesses und der Produktion dem etwas neues erwartenden Leser vorführt, ist viel und doch blutwenig. Viel dem Umfang, wenig dem Inhalt nach. Ueber selbstverständliche Allgemeinheiten oder Gemeinplätze von oft genug sehr problematischer Natur vermag er nicht hinauszugelangen.

Zudem verkündet er mit rührender Naivetät alte Geschichten als jungelnagelneue Entdeckungen, so z. B., daß in der wachsenden Produktivität der Arbeit „das große Geheimniß der wirtschaftlichen Entwicklung“ liege. „In dem Zusammenwirken dieser beiden Thatfachen: Erleichterung des einzelnen Arbeitsprozesses und Vermehrung der Zahl der Arbeitsprozesse liegt das große Geheimniß der wirtschaftlichen Entwicklung.“ (S. 21).

Für Bedarf, Produktion, Konsumtion u. s. w. giebt er abstrakte Definitionen, mit denen wir absolut nichts anfangen und nichts erklären können. Wittelschöfer dagegen leitet aus diesen Begriffen Sätze von absoluter Gültigkeit ab; so den Satz der unbedingten Gleichheit von Produktion und Konsumtion.

„Die quantitative Gleichheit von Bedarf und Arbeit (Konsumtion und Produktion) hat ihre konkrete wirtschaftliche Begründung darin, daß das Maß der Arbeitsleistung zugleich auch das Maß der verfügbaren Güter ist.“ Der Verfasser verfährt hinzu: unter gegebenen Produktionsbedingungen.

Was Wittelschöfer damit sagen will, ist, daß die Summe der hervorgebrachten Güter immer der Summe der Leistungen entspricht, daß, unter gegebenen Bedingungen, das Produkt immer der aufgewandten Arbeit, die Wirkung immer der Ursache entspricht. Das ist zwar ungenauer richtig, was aber auch weiter?

Doch wenden wir uns zu seiner „Werth-Theorie.“ Wenn man dieselbe mit dem Namen Theorie bezeichnet, so ist ihr damit eigentlich zu viel Ehre angethan. Denn etwas Lustigeres, Unbegründeteres existirt kaum. Die erste beste Idee, die ihm in den Weg kommt, nennt er Werth und läßt sie laufen.

Was seine Terminologie andrückt, so sagt der Verfasser selbst, daß „manche neugewählten Ausdrücke Befremden erregen werden.“ Noch mehr Befremden aber muß es erregen, wenn er Ausdrücken, die in der Dekonomie geläufig sind, eine äußerst willkürliche Bedeutung beilegt. Er glaubt, sich über alle Schranken hinwegsetzen zu dürfen, und hält sich nicht im geringsten gebunden, an die von der klassischen Dekonomie überlieferte Auffassung anzuknüpfen. In dieser Beziehung gleicht er jenen akademischen Gelehrten, welche jeder ihr eigenes „System“ mit eigenen Definitionen zum Besten geben.

Da „der Tauschwerth nur einer bestimmten Stufe der ökonomischen Entwicklung mit besonderen Wirthschaftsformen angehört“, so glaubt er, im „allgemeinen Theile“ seiner Untersuchung von demselben absehen zu müssen. Worauf es Wittelschöfer abgesehen hat, ist demnach nichts anderes als der absolute Werth, der Werth an sich. Er findet ihn „ungefähr“ in dem „gesellschaftlichen Gebrauchswerth der klassischen Dekonomie“; diesen belegt er mit dem Namen Werth. „Der Werth eines Produktes ist das Maß der Fähigkeit eines Produktes, Bedarf zu befriedigen, verglichen mit der gleichen Fähigkeit anderer Produkte.“ (S. 26).

Was mit einer solchen sonderbaren Definition, ganz abgesehen von dem in ihr steckenden Unsinn, gewonnen sein, das heißt erklärt werden soll, ist schlechterdings nicht herauszufinden. Wittelschöfer freilich will mit dieser Definition die Gesetze, nach denen sich der Produkten-Austausch innerhalb einer Gesellschaft, d. h. der absoluten Gesellschaft, vollzieht, feststellen. Da aber seine Anschauungen, wie überall, so auch hier in der gegenwärtigen Wirthschaftsform befangen sind, so verwandelt sich ihm „die“ Gesellschaft unter den Händen in die waarenproduzierende Gesellschaft, ebenso wie sich diese später, ohne daß er sich dessen bewußt wird, in die bürgerliche kapitalistische verwandelt. Hier sucht er, weil er insgeheim einsieht, daß die Quantitäten der „Bedarfseinheiten“, nach welchen er den Werth der einzelnen Produkte mißt, nicht ausreichen, um die Gesetzmäßigkeit des Waarenaustausches zu erklären. Er zieht daher den völlig fremden Begriff der „Leistungseinheit“ zur Erklärung herbei und glaubt hinterher, ohne diese Juthat fertig geworden zu sein und in der That dargelegt zu haben,

*) In dem ersten Artikel hat sich leider ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Spalte 3, Zeile 21 von unten ist statt „kapitalistische Unternehmung“ zu lesen: kapitalistische Unternehmung.

daß der Grad der Fähigkeit, „Bedarf“ zu befriedigen, den Maßstab der Austauschbarkeit für die innerhalb einer Gesellschaft hergestellten Produkte abgibt.

Wittelschöfer faßt den Begriff Bedarf rein abstrakt. Zwischen Bedarf und Bedarf kennt er keinen Unterschied; er hält ihn für etwas völlig Einheitsliches und daher auch genau Vergleichbares. Aber Bedarf ist immer bestimmter Bedarf, Bedarf an diesem oder jenem. Die Bedürfnisse unterscheiden sich nicht nur ihrer Stärke, sondern auch ihrer Art nach, so z. B. das Bedürfnis zu essen, zu trinken, sich zu kleiden, zu ruhen. Demgemäß braucht der Mensch zur Stillung seiner Bedürfnisse nicht nebelhaft abstrakte Befriedigungsmittel, sondern ganz bestimmte, greifbare, wie Fleisch, Bier, Rod u. s. w. Verschiedene Gebrauchsgegenstände wie Tisch, Hemd haben zwar das gemeinsame, daß sie Gebrauchswerth besitzen, und können eben daher mit dem gemeinsamen Ausdruck Gebrauchsgegenstand belegt werden, keineswegs aber ist damit gesagt, daß sie einen vergleichbaren Gebrauchswerth haben. Im Gegentheil ist ihre Verwendung grundverschieden, und nur Dinge derselben Gattung können vergleichbaren Gebrauchswerth haben.

Ueber solche Bedenken setzt sich Wittelschöfer kühn hinweg. Bedarf ist ihm Bedarf und Gebrauchswerth Gebrauchswerth. Was ihm in die Quere kommt, wird ohne weiteres in Bedarfseinheiten aufgelöst; und da in Folge der famosen Gleichheit von Bedarf und Produktion jeder Bedarfseinheit eine Leistungseinheit entspricht, so kann nach seiner Ansicht jede „richtig“ produzierende Gesellschaft über die von ihren Mitgliedern zu vollziehenden Tauschgeschäfte nicht im Zweifel sein. Gleichviel Bedarfseinheiten tauschen sich gegeneinander aus, weil jeder Hans seine Grethe, d. h. jede Leistungseinheit ihre Bedarfseinheit vorfindet.

Die Auslösung von Gebrauchsgegenständen in Bedarfseinheiten würde die völlige Gleichartigkeit ihrer Gebrauchswerthe voraussetzen. Da diese Voraussetzung falsch ist, so führt das Absehen von ihrer Verschiedenartigkeit zum Unsinn.

Freilich kann man eine gewisse Vergleichung zwischen verschiedenen Gebrauchsgegenständen anstellen. Speise ist einem nöthiger als Wohnung, Wohnung nöthiger als Bücher zc., aber ein bestimmtes Gleichheitsverhältniß zwischen ihnen aufzufinden, ist aus den oben dargelegten Gründen unmöglich.

Wittelschöfer glaubt, die menschliche Gesellschaft schlechthin, ohne Rücksicht auf ihre besondere Form zu untersuchen. Ohne es zu wissen, macht er dieselbe aber zu einer Gesellschaft mit Waarenproduktion. Diese Verwechselung brauchte man ihm nicht groß anzukreiden, wenn er wenigstens die Gesellschaft mit Waarenproduktion richtig analysirt hätte. Denn damit war der Ausgangspunkt für die Untersuchung gegeben: das Tauschverhältniß zweier Waaren. Aber statt von dieser fundamentalen ökonomischen Tatsache auszugehen, schafft er sich abstrakte Phantasiegebilde, weil ihm noch die absolute Gesellschaft im Kopfe spukt, für welche er den absoluten Werth festzustellen hat. Selbstverständlich ist es daher, daß sein Resultat ebenso phantastisch ausfällt. Nebenher erwähnt er, daß der Tauschwerth einer bestimmten Epoche der ökonomischen Entwicklung angehört, mit welchem er es daher hier nicht zu thun habe. Es wirkt komisch, daß er gerade den einzigen Begriff achtlos bei Seite setzt, der ihm den gewünschten Aufschluß liefern konnte.

Das Unrichtige und Unzureichende seiner „Werththeorie“ kann von Niemand besser dargethan werden, als von Wittelschöfer selbst. Denn kaum hat er seine Theorie auseinandergesetzt, so hat er sie auch schon vergessen.

Er will den Werthwechsel erklären. Nach seiner Theorie aber macht sich eine solche Erklärung herzlich schwer. Werth ist ihm das Maß der Bedarfsbefriedigung, die Anzahl der Bedarfseinheiten, die in einem Produkt stecken. Werthänderung also hieße Aenderung in der Fähigkeit, Bedarf zu befriedigen. Darin liegt zugleich, daß Produkte von gleichem Gebrauchswerth, die also den gleichen Bedarf decken, keine Werthveränderung erfahren können. Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. Zwei Produkte können sehr wohl ihren Gebrauchswerth behalten, und doch kann sich ihr Tauschverhältniß verschieben. Für eine solche Erscheinung läßt uns die Theorie Wittelschöpfers im Stich.

Er unterläßt es wohlweislich, die naheliegenden eben gemachten Schlussfolgerungen zu ziehen, und sucht seine Richtung in einer anderen Richtung. Er führt nämlich die Werthänderung auf einen Wechsel in der Produktivität der Arbeit zurück. Da aber kommt er vom Regen in die Traufe. Von zwei Dingen eins: Entweder erklärt er jeden Werthwechsel aus dem, was nach ihm den Werth bestimmt, also aus der wechselnden Summe der Bedarfseinheiten, oder aber er erklärt den Werthwechsel aus der steigenden und fallenden Produktivkraft; thut er aber das letztere, giebt er einen Einfluß der Produktivkraft der Arbeit auf den Werth zu, so giebt er zu, daß dem Werth der Waaren die menschliche Arbeit zu Grunde liegt und schlägt seiner das Gegentheil behauptenden Theorie ins Gesicht.

„Wenn Produktionskraft verschwendet wird, steigt der Werth der bedurften Produkte.“ Uebertragen wir das in verständliches Deutsch! Wittelschöfer will sagen, daß, wenn auf eine Waare von ihrem Produzenten mehr als die durchschnittlich nöthige Menge Arbeit verwendet worden ist, der Besitzer der Waare dafür keineswegs eine entsprechend größere Menge von einer anderen Waarenart eintauschen kann, vorausgesetzt natürlich, daß auf die letztere nach wie vor die durchschnittlich nöthige Arbeits-

menge verwandt wurde. Dieser Gedanke spricht etwas vollkommen Richtiges aus; aber er fährt auch den Waarenwerth auf die in den Waaren enthaltene gesellschaftlich notwendige Arbeit zurück. Wie aber läßt sich dann der Ausspruch Wittelschöfers mit seiner Werththeorie vereinbaren? Er sagt: „Wenn Produktionskraft verschwendet wird, steigt der Werth der bedurften Produkte.“ Werth ist nach ihm die zu befriedigende Menge Bedarf. Auf welche Weise jedoch können Waaren mehr Bedarf befriedigen wie vorher, wenn auf eine andere Waarenart mehr als die zu ihrer Produktion nöthige Menge Arbeit verwandt wird? Hierin ist nicht der geringste Zusammenhang aufzufinden.

Wittelschöfer schien dies selbst zu fühlen, daher ließ er bei der Erklärung des Werthwechsels die konfuse Theorie fallen, die er drei Seiten vorher erst aufgestellt hatte. Hiernach ist es wohl überflüssig hinzuzufügen, daß Wittelschöfer fortgesetzt sich mit seiner eigenen Werththeorie in Widerspruch setzt, indem er beständig die Arbeit als mitbestimmenden Faktor in den Werthbegriff hineinbringt. (Siehe S. 37, 39, 120 u.). Merkwürdiger Weise aber erklärt er schließlich, daß „der Tauschwerth allerdings von der Arbeitsleistung, respektive von den Produktionskosten bedingt wird.“ Dagegen behauptet er, der „Werth bestimme sich selbständig.“ Er weiß also auf Seite 121 schon nicht mehr, daß sein „Werth“ sich durchaus nicht selbständig bestimmt hat, sondern daß auch er durch die „Arbeitsleistung“ bestimmt wurde. Die Eigenschaften seines „Werths“ schreibt er also dem Tauschwerth zu und übersieht dabei, daß sein Werth in Wirklichkeit der Tauschwerth war.

Zuerst vergißt Wittelschöfer seine eigene Werththeorie, und hinterher vergißt er abermals, daß er seine eigene Werththeorie schon vergessen hat!

„Jedem der volle Ertrag seiner Arbeit.“*)

Von einem Arbeiter.

Wenn ich als Arbeiter und Sozialdemokrat zu dieser, unter obigem Titel entstandenen Polemik, einen Beitrag liefern, so geschieht es, weil ich, nach Durchlesen und Durchdenken der in dieser Sache erschienenen Artikel, zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß beide Verfasser in ihrem Bemühen, das Problem der Vertheilung der Produkte in einer sozialdemokratischen Gesellschaft zu lösen, von Jethümem befangen sind und daß hauptsächlich der letzte Artikel (P. E.) von einer falschen Auffassung des Wesens der Sozialdemokratie ausgeht — und letzterem soll diese hauptsächlich gelten.

P. E. kommt, mittelst einer philosophischen Spekulation, die sich in der Theorie ganz abgerundet darstellt, zu dem Schlusse, daß auch in einer sozialdemokratischen Gesellschaft die Ungleichheit in der Arbeitsleistung ein Maßstab für die Bezahlung des Arbeiters sein soll.

Im praktischen Werthtatt- und Fabrikleben werden durch die Anzuerkennung der Einzelnen in Bezug auf die verschieden erzielten Löhne Empfindungen geweckt und gepflegt, die wohl Herabsetzung, Neid, Stolz, Gehässigkeit und andere Leidenschaften wachrufen, aber nicht Glücksgefühle (P. E.) zu ihrem Endresultat haben; so lange ich in Werkstätten und Fabriken gearbeitet, habe ich stets gefunden, daß dort, wo ein gleicher Lohn (nicht Affordlohn) gezahlt wurde, so daß der Eine sich nicht gedrückt fühlte, und der Andere nichts voraus hatte, die beste Eintracht herrschte; wo aber jene von P. E. gewünschte Ungleichheit bestand, die ja heute am Besten beim Affordlohn erzielt wird, da finden wir, daß eine Kaderei und Knufferei anhebt, die den Arbeiter nicht seines Lebens froh werden läßt. Daß dabei die Nörgelei und Jänkerei untereinander lustig gedeiht, wissen die Arbeiter am besten. Die von P. E. deduzierten Glücksgefühle werden sich selbstverständlich niemals einstellen können, denn wie die Ungeschickten, Langsamten und Schwachen sich anstrengen, dem Geschickten, Flinken und Starken im Verdienste gleichzukommen, so ist es für diese weit leichter, jene um ein noch Beträchtlicheres hinter sich zu lassen. Wie wir praktisch arbeitenden Proletarier ja wissen, ist es nicht der Starke und Geschickte, sondern meistens der Schwache und ungeschickte Arbeiter, der in Folge seines Ueberanstrengens von der Schwindsucht befallen wird.

Wie kommt P. E., als Sozialdemokrat, überhaupt zu den sehr nach den manchesterlichen Grundsätzen des laissez faire riechenden Sage: „wenn einer ungeschickt ist, so ist dies natürlich sein Beth.“ — Ich denke, einer vernünftigen Gesellschaftsordnung wäre es ein Leichtes, einen solchen — man kann getrost sagen — wirtschaftlich „Kranken“, vor einem Leben voll Bitterniß und Zurücksetzung zu bewahren; wie die Gesellschaft denen, welche körperlich krank sind, es an nichts fehlen lassen darf — will sie ihrer Pflicht voll nachkommen, so kann sie auch einen schwachen und langsamen Arbeiter nicht zum Verzicht auf einen Theil seines Lebensgenusses verurtheilen. Wie der Kranke nicht Herr seiner Schwäche ist, so auch nicht der von Natur minder begünstigte Arbeiter.

Wer sich in der Arbeiterbewegung von heute umsieht, der wird finden, daß die Arbeiter vieler Branchen schon im Rahmen der heutigen, kapitalistischen Produktionsweise bestrebt sind, die Löhne möglichst gleich zu gestalten. Im Affordlohnssystem kommt bekanntlich die verschiedene Leistungsfähigkeit der einzelnen Individuen am meisten zum Ausdruck, — in den höheren oder niedrigeren Lohnsummen — und dieses System wollen die Arbeiter abschaffen, sie fordern dafür Wochen- oder Stundenlohn; wo organisierte Gewerkschaften einen höheren und niederen Lohn für stärkere und schwächere Arbeiter aufstellen, da geschieht es nur, weil die Uebermacht des Unternehmertums, das durch Lohnungleichheit in seinem Profit geschmälert wird, zu großen Widerstand leisten würde.

Da in einer sozialdemokratischen Gesellschaft selbstredend ein kapitalistisches Unternehmertum nicht existieren wird, so ist gar nicht denkbar, daß in ihr nicht mindestens eine Forderung zur Wirklichkeit wird, welche die Arbeiter heute schon an eine kapitalistische Gesellschaft stellen: die Abschaffung des Affordsystems in der Arbeit, an dessen Stelle Zeitlohn tritt. Und wenn P. E. meint, nur moralisirende „Idealisten“ können so etwas fordern, so irrt er ebenfalls. Die sozialistischen Arbeiter in ihrer großen Masse huldigen diesem sogenannten Idealismus; — sie sind keine studierte Leute und kennen deshalb nicht so genau die materialistischen Doktrinen (bster wohl auch Sophismen) der Buchstabengelehrten; trotzdem ist ihre Anschauungsweise und Auffassung vom Leben ächt materialistisch, ja sie kann nicht anders sein, da sie mitten in der Praxis des Lebens drin stehen. Alle ihre Gedanken und Schlussfolgerungen basiren auf Erfahrung und ihrer Kenntniß von der Misere der heutigen Gesellschaftsordnung; — und wenn sie trotzdem manchmal eine Sache mit dem nicht realistischen Titel „Moral“ oder „moralisch“ bezeichnen, so hat auch Herr P. E. nicht vom Kothurn seiner materialistischen Weltanschauung mitleidig herniederzublicken, sondern er muß die Sache ihrem Wesen und nicht ihrem Namen nach beurtheilen. Es kommt weniger darauf an, daß der Titel einer Sache auch bis auf's Täpfelchen zu dieser passe. Die Forderung, daß die Produkte und Genusmittel allen Gliedern der Gesellschaft zu Gebote stehen nach ihren Bedürfnissen und nicht nach dem Mehr oder Minder ihrer Leistungsfähigkeit — ist eben so materialistisch zu begründen wie alle sozialdemokratischen Forderungen. Seit Jahrhunderten ging der Kampf der Unterdrückten dahin, die Schwachen in der Gesellschaft zu erheben, immer mehr Privilegien der Mächtigen stürzte man, so daß auch die Schwachen sich nicht mehr ängstlich verstecken mußten, sondern friedlich einem Erwerb nachgehen konnten. Wir sehen heute die Unterdrückten sowohl die Ungleichheit der Gesellschaftsordnung als auch ein Lohnsystem bekämpfen, dessen Tendenz dahingeht, die verschiedene Leistungsfähigkeit der Einzelnen zum Ausdruck zu bringen — und die sozialistische Gesellschaft muß eine solche Entlohnung abschaffen, wenn anders Friede, Freiheit, Brüderlichkeit nicht auch dort unbekante Begriffe sein sollen.

Und wer sagt denn dem Verfasser P. E., daß die Unzufriedenheit dann noch nothwendig sein werde, um den Menschen zum Fortschritt zu zwingen. Warum soll der Kampf ums Dasein den Menschen auch dann noch umtoben, wenn seine Vernunft die Staffeln erklimmen hat, die es ihm ermöglicht, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen in der Friede und Glück, wenigstens in materieller Hinsicht herrschen kann? P. E. hat Angst, daß der Mensch blasirt werde, daß er dann nicht über Erfindungen, Verbesserungen in der Produktion u. s. w. nachsinnen überhaupt ein Fortschritt gehemmt werden möchte. Ganz die alte Phrase der Manchester-Defkonomen, der Bastiat, Schulze-Delitzsch, Prince-Smith u. s. w., in ihrem Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Derartige Sätze sollten von unseren Leuten doch nicht gebraucht werden, nachdem unsere Gegner dieselben eingepakt haben.

Das grade Gegentheil ist der Fall. Jeder Arbeiter wird Herrn P. E. versichern, daß eben dann, wenn er heute in die Lage kommt eine sichere und gute Arbeitsstelle zu haben, wenn sein Einkommen so ist, daß er seine Gedanken von der Noth des Lebens ablenken kann, mit einem Wort, wenn er zufrieden ist, — daß dann auch seine Gedanken reichlicher fließen, daß er sich mit Problemen beschäftigen kann, an die er vorher gar nicht dachte. Nicht die Noth, der Kampf ums Dasein, schuf die Gedanken eines Goethe, Darwin und Marx, sondern grade ihre materielle Unabhängigkeit erlaubte ihnen, fern von der Noth des Lebens ihre großartigen Geisteswerke zu schaffen. Deshalb, weil Sorge und Mangel in einer zukünftigen Gesellschaft unseren Geist nicht belasten werden, wird er sich auch erheben können aus seiner Niedrigkeit, und die Menschen werden klüger, gebildeter und erfindungsreicher sein und folglich besser und glücklicher leben als bisher.

Kun noch zu Herrn Nieuwenhuis!

Ob in einer sozialdemokratischen Gesellschaft jedem der volle Ertrag seiner Arbeit werden soll, oder ob jedes Individuum nach seinen Bedürfnissen Antheil haben soll an den Gütern der Gesellschaft, diese Frage wird nicht entschieden werden durch die egoistischen und humanistischen Beschlüsse der Gesellschaft, sondern sie wird entschieden durch die ökonomische Entwicklung, durch die technische Revolution in der Produktionsweise. Schon heute sehen wir, daß nicht die Kraft oder die Geschicklichkeit des Einzelnen in der Produktion die Hauptsache ist. Schon heute gibt es Maschinen, die von Unmündigen bedient, viel mehr Produkte schaffen können, als die Kraft des geschicktesten Mannes, — des Kindes

Arbeit repräsentirt hiernach also einen größeren Ertrag, als die des Mannes. In der sozialistischen Gesellschaft werden so viel wie möglich Maschinen zur Herstellung von Gütern verwandt werden, die menschliche Arbeitskraft wird mehr und mehr nur die Leitung und Lenkung dieser Maschinen zu besorgen haben. J. B. in der Landwirtschaft werden großartige Maschinen das Säen, Mähen, Dreschen und Reinigen des Getreides besorgen; eine Arbeit die heute Wochen in Anspruch nimmt, (wie das Dreschen mit dem Flegel) wird in 1 oder 2 Tagen fertig gestellt sein. Dieses hat nicht die Kraft und Geschicklichkeit der landwirtschaftlichen Arbeiter vollbracht, sondern die der Gesellschaft gehörigen Maschinen; der Hauptantheil an dem Arbeitsertrag gebührt also der ganzen Gesellschaft, wie überhaupt durch die gesellschaftliche Organisation und technische Einrichtung der Produktionsweise naturnothwendig alle Güter und Erzeugnisse gesellschaftliches Eigenthum werden; und da gar nicht anzunehmen ist, daß bei einer so großartigen Produktion das Affordsystem zur Entlohnung der Arbeiter bestehen wird, weil ein solches sich ja mit dem gesellschaftlichen Antheil an der Produktion gar nicht vereinbaren ließe, so ist die naturnothwendige Einrichtung der zukünftigen Gesellschaft die, daß sie jedes Individuum nach seinen Bedürfnissen an den Gütern und Produkten theilnehmen läßt. Darüber, ob diese auslangen werden (P. E.), lassen wir uns jetzt keine grauen Haare wachsen, die nöthigen Berechnungen überlassen wir den Zeitgenossen der sozialistischen Gesellschaft. — Wir können es uns aber heute schon ganz gut denken — angesichts der ungeheuren Vervollkommnung in der Technik — daß dann noch ganz andere Reichthümer geschaffen werden können, als es der Kapitalismus von heute vermag, so daß es wohl gar nicht großer spekulirender Zahlenberechnungen bedürfen wird, um den Antheil der einzelnen Individuen an den Gütern der Gesellschaft festzustellen.

Schlusswort zur Debatte.

× Wir schließen hiermit die Reihe der Artikel, welche über die zur Diskussion gestellte Frage: „jedem der volle Ertrag seiner Arbeit“ eingelaufen und von uns zum Druck befördert sind.

Wir resumiren hier noch einmal von unserem Standpunkte aus in kurzer Uebersicht den Gang der Debatte:

Herr Nieuwenhuis behauptete, der volle Arbeitsertrag, die Leistung jedes einzelnen Arbeiters lasse sich weder in der gegenwärtigen, noch der zukünftigen Wirtschaft berechnen, denn jedes Produkt durchlaufe eine Anzahl von Händen. Niemand könne auftreten und behaupten: dies und das ist meine Leistung, darauf gebührt mir das ausschließliche Anrecht. Denn neben seiner, steckt die Arbeit unendlich vieler Anderer in dem Produkt. Darum also, weil es unmöglich sei, den vollen Arbeitsertrag, die wirkliche Leistung festzustellen, darum und aus moralischen Gründen erscheine die Forderung: „jedem der volle Ertrag seiner Arbeit“ unsinnig und vom sozialistischen Standpunkt aus verwerflich. Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen müsse der Grundsatz der zukünftigen Gesellschaft sein.

Die Beweisführung von Nieuwenhuis zeigt in ökonomischer Beziehung große Blößen. Der Verfasser hat offenbar die beiden Begriffe Tauschwerth und Gebrauchswerth, deren scharfe Unterscheidung für jede nationalökonomische Untersuchung unumgänglich ist, fortwährend mit einander verwechselt.

Der Gebrauchswerth, die Nützlichkeit eines Gutes hängt ganz und gar von seiner wirklichen Gestalt ab. Alle die verschiedenen Produkte haben einen verschiedenen Gebrauchswerth, die einen dienen diesem, die andern einem andern Bedürfnisse. Die Frage, ob Stiefel oder Hüte, Hosen oder Uhren, Hemden oder Spazierstöcke u. s. w. einen größeren Gebrauchswerth besitzen, ist vom gesellschaftlichen Standpunkte nicht zu entscheiden; ihr Nutzen ist gänzlich verschieden und darum unvergleichbar. Was vom Gebrauchswerth der Dinge, das gilt auch von den menschlichen Thätigkeiten, die zur Herstellung solcher Dinge nothwendig sind. Keine der besonderen Arbeiten, die zur Erzeugung eines Produktes zusammenwirken, läßt sich entbehren; jede Hand, die im Produktionsprozeß thätig ist, erscheint gleich wichtig, gleich nützlich; kurz der Nutzen, der Gebrauchswerth, die Wichtigkeit aller dieser einzelnen Verrichtungen läßt sich ebenso wenig, wie der Gebrauchswerth der verschiedenartigen Produkte gegen einander abmessen. Solange man nur den Gebrauchswerth der Waaren im Auge hat, so lange erscheinen auch die bei der Waarenherstellung wirklichen Arbeiten in ihrer Besonderheit; sie sehen eben so unvergleichbar wie die fertigen Produkte selbst aus. Die Leistung des einzelnen Arbeiters verschwimmt ununterscheidbar mit der der Uebrigen, sie läßt sich nicht mehr konstatiren, nicht mehr in einem Theile des Produktes ausdrücken.

Das ändert sich absolut, sobald man die Waaren nicht nach ihrer sozusagen natürlichen Seite, nicht nach ihrer Nützlichkeit, sondern kapitalistisch-gesellschaftlich, als Tauschobjekte betrachtet. Hätten Waaren keinen Gebrauchswerth, so würde Niemand sie haben wollen, ein Austausch derselben fände überhaupt nicht statt; — doch der Gebrauchswerth der Waaren ist nur die nothwendige Voraussetzung des Austausches, man kann aber aus ihm keinen Rückschluß ziehen, auf das Verhältniß, nach welchem sich die verschiedenen Waaren austauschen. Als Gebrauchswerthe entbehren eben die Waaren eines Maßstabes, nach dem der Tauschprozeß sie messen könnte.

*) Anmerkung. Es sind zwei Ansätze zu dieser Frage von Arbeitern eingelaufen, die in Gedankenang und Ansichten merkwürdig übereinstimmen. Die Wahl zwischen ihnen war schwer, da beide das Interesse gleichmäßig in Anspruch nehmen. Wir bringen hier den kürzeren zum Abdruck. — Außerdem liegt noch von früher her die Einwendung eines Ausländers vor. Er behauptet im Gegensatz zu Nieuwenhuis, der Grundsatz: „jedem nach seinen Leistungen“ entspreche vollkommen der Gerechtigkeit. Im Interesse des gesellschaftlichen Wohlbestehens liege es jedoch, nicht ihn, sondern den Grundsatz: „jedem nach seinen Bedürfnissen“ zu befolgen. Er ist also mit der von Nieuwenhuis vorgeschlagenen Gütervertheilung einverstanden, nur daß er dieselbe nicht für gerecht hält. Die Redaktion.

Der Hauberkünstler soll noch geboren werden, der aus dem Gebrauchswert der Diamanten z. B. abzuleiten vermag, daß 1 Pfund Diamanten so und so viel tausendmal mehr werth ist als ein Pfund Brot? Vergleichbar sind die Waaren nur in einer Beziehung als Verkörperungen allgemein menschlicher Arbeitszeit.

Freilich, auch die Arbeiten, die zur Herstellung eines und desselben Produktes zusammenwirken, unterscheiden ja ihrer Art nach. Von Seiten dieser ihrer Besonderheit betrachteten wir sie oben. So steck in jedem Stiefel z. B. ein Stück der verschiedenen Arbeiten, die zur Herstellung des Handwerkszeuges nothwendig waren, welches der Schuster bei seiner Arbeit abnutzt; es steckt zudem Gerberarbeit u. s. w. darin. Doch kann man von der verschiedenen Art der Arbeiten, von der konkreten Form, in welcher die Arbeitskraft bei jeder Handtierung verausgabt wird, absehen; thut man das, so — erhält man den Marx'schen Begriff der „allgemein menschlichen Arbeit.“ Diese allgemein menschliche Arbeit, gleichgültig ob Werkzeug-, Gerber-, Schuster- u. s. w. Arbeit, läßt sich messen nach der Arbeitszeit. Insofern alle Waaren Verkörperung solcher „allgemein-menschlicher“ Arbeitszeit sind, insofern sind sie mit einander vergleichbar und werden auf dem Markt der kapitalistischen Gesellschaft thatsächlich mit einander verglichen. Das Verhältnis, in dem sie sich austauschen, bestimmt sich wesentlich nach der Menge „allgemein-menschlicher Arbeitszeit“, die bei der jeweiligen Stufe der technischen Entwicklung zu ihrer Produktion im Durchschnitt nothwendig war.

Wenn aber die Arbeit jedes Einzelnen als der des andern gleichartig, also als „allgemein menschliche Arbeit“, als Bildnerin vom Tauschwerth nicht vom Gebrauchswert, wie Marx sagt, betrachtet wird, dann kann auch der Antheil, den die Arbeit jedes Arbeiters an dem bearbeiteten Produkte hat, festgestellt werden. Verkörpert eine Waare 200 Arbeitsstunden, und hat ein Werkmann von durchschnittlichem Geschick 10 Stunden bei Herstellung derselben mitgewirkt, so produzierte er $\frac{1}{20}$ der Waare, sein voller Arbeitsertrag stellt sich in dem 20. Theile dieser Waare oder in einem Werthäquivalent desselben: in einer Waare, die im Ganzen 10 Arbeitsstunden verkörpert, dar.

Von diesem Standpunkt aus, den die Herren P. E. und Paul Fischer Nieuwenhuis gegenüber vertraten, erscheint die Forderung nach dem vollen Arbeitsertrag schon bedeutend weniger utopisch. Daß sie einst so populär war, hatte seinen Grund, in der richtigen Erkenntniß, daß der Unternehmer dem Arbeiter in Lohnform nicht den Werth, welchen er, der Arbeiter, erzeugt, sondern weniger zurückgibt, daß, während der Geldlohn z. B. 6 Stunden Arbeitszeit repräsentirt, die Zeit, während welcher der Arbeiter thatsächlich zu Arbeit angehalten wurde, 12 Stunden dauerte. Da der Arbeiter ausgebeutet wurde durch Leute, die einen Theil seines Arbeitertages für sich (als Mehrwerth) zurückbehielten, war es nur natürlich, daß man sich die Beseitigung der Ausbeutung zunächst nur so vorstellen konnte, daß jeder-mann den ungeschmälerten Ertrag seiner Arbeit

empfang. Auch hatte diese Forderung etwas scheinbar Unwiderlegliches an sich und appellirte an das in der bürgerlichen Gesellschaft offiziell gepflegte Gerechtigkeitsgefühl.

Das Unsozialistische derselben hat Fischer sehr gut durch sein Zitat aus Engels gekennzeichnet. Allerdings! Wenn jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit in der künftigen Gesellschaft beziehen würde, müßte ja der ganze im Laufe eines Jahres hergestellte Nationalreichtum unter die Einzelnen vertheilt werden, während doch offenbar die Gesellschaft ein sehr bedeutendes Stück der nationalen Gesamtarbeit auf die Erzeugung von Produktionsmitteln verwenden würde, die selbstverständlich nicht zur Vertheilung gelangen, sondern im Besitze der Gesamtheit bleiben. Schon aus diesem Grunde verbietet es sich von selbst, jedem den unverkürzten Ertrag seiner Arbeit zukommen zu lassen. Weder in der heutigen Wirtschaft mit ihrer Ausbeutung des Proletariats, noch in der zukünftigen mit ihrer kollektivistischen Produktionsleitung läßt sich jene Forderung erfüllen. Wenn aber ein Theil der Gesamtarbeit zu weiterem Gebrauche der Gesellschaft ausgepart wird, fragt es sich, ob nicht der verbleibende Rest wenigstens so zu vertheilen wäre, daß jeder je nach seiner Arbeitsleistung mehr oder weniger erhielte. Eine Unmöglichkeit, die in diesem Rest verkörperte Arbeitszeit und die individuelle Arbeitszeit, die jedes Individuum angewendet hat, auszumessen, existirt durchaus nicht. Die Vertheilung der Produkte würde sich zwar nicht mehr wie heute nach dem Tauschwerth derselben richten (denn im sozialen Staate findet Produktentausch nicht mehr statt), wohl aber nach dem, was der Bestimmung des Tauschwerthes auch gegenwärtig in letzter Linie zu Grunde liegt: nach der Arbeitszeit. Die Leute würden, nachdem die Gesellschaft ihren oben erwähnten Abzug gemacht hätte, Beseitigungen über die Dauer ihrer Arbeitszeit erhalten (bei unterdurchschnittlicher Leistung ist entsprechend weniger Zeit, bei überdurchschnittlicher entsprechend mehr anzurechnen) und könnten dafür aus den gemeinschaftlichen Magazinen entsprechend viel Produkte erhalten. Wer das Jahr über 2000 Stunden gearbeitet hat, beläme Güter, welche doppelt soviel Arbeitszeit verkörpern, als die Güter, welche Andere mit einer Beseitigung über 1000 Stunden ausgeliefert erhalten würden. In Summa wäre so der ganze Rest proportionell den Leistungen aufzuthellen.

Es fragt sich, ob eine solche Vertheilungsmethode gut wäre. P. E. trat mit besonderer Begeisterung für sie ein. Die Ungleichheit müsse erhalten werden, weil ohne sie kein Glück und kein Vorwärtstreben denkbar sei. Die beiden Zuschriften aus Arbeiterkreisen, von denen wir eine oben zum Abdruck brachten, polemisirten mit viel überzeugender Kraft dagegen. Die Ungleichheit müsse den weniger geschickten Arbeiter unzufrieden machen und seine Schaffenskraft lähmen. Derartige Ansichten seien manchesterlich und widersprächen schnurstracks dem sozialistischen Geiste. Sie erklären sich also wesentlich mit dem von Nieuwenhuis vertretenen Vertheilungsideal einverstanden. Paul Fischer lehnt

beide Forderungen, die: „jeden nach seinen Leistungen,“ und die: „jedem gleich, unter Berücksichtigung seiner vernunftgemäßen Bedürfnisse“, als Forderungen ab. Es dürfe überhaupt nicht gefragt werden: welche Art der Vertheilung ist die beste und gerechteste? sondern: welche ist die naturgemäße Folge der sozialistischen Produktionsweise?; und diese Frage sei gegenwärtig wegen unserer Unkenntniß der künftigen Produktionsverhältnisse überhaupt nicht zu entscheiden.

Daß wir die Zukunft und also auch die zukünftige Art der Gütervertheilung nicht genau voraussagen können, ist unbestritten. Ich zweifle aber, ob es wirklich die rein ökonomischen Verhältnisse sein werden, die später die Vertheilung regeln. Warum sollte sich mit gesellschaftlicher Produktion nicht eben so gut das Nieuwenhuis'sche Vertheilungsideal wie das P. E.'sche vertragen? Im wesentlichen wird sich die Entscheidung nach der psychologischen Eigenart, nach dem Charakter der Zukunftsmenschen zu richten haben. Bleibt der Gemein Sinn schwach und herrscht auch unter den neuen Verhältnissen egoistischer Krämergeist, der vor jeder Anstrengung, die nicht dem eigenen Ich direkt zu Gute kommt, zurücksteht, dann wird man sicherlich den Grundsatz „jedem nach seinen Leistungen“ im Vertheilungssystem durchführen müssen. Die Kranken, Schwachen, Untauglichen mag die Gesellschaft ja unterstützen, der normale Mensch aber wäre nach seinen Leistungen zu entlohnen, und wie heutzutage bliebe der Egoismus, der Trieb für möglichst wenig Arbeit möglichst viele Genußmittel zu erringen, die mächtige Triebfeder des ganzen Produktionsprozesses.

Es ist jedenfalls wichtig, die Möglichkeit eines solchen Vertheilungssystems, wenn einem auch das Nieuwenhuis'sche um vieles sympathischer sein mag, nie aus dem Auge zu verlieren. Denn das ist ja einer der hartnäckigsten Einwände, die das egoistisch geschulte Bürgerthum den Ideen des Sozialismus entgegensetzt: die kommunistische Gesellschaft sei ja zweifellos über alle Maßen schön, aber eben zu schön für diese Erde. Sie könne nur verwirklicht werden, wenn alle Menschen Engel wären und der Gemein Sinn an Stelle des Egoismus regiere. Das werde aber nie geschehen, nur der Egoismus vermöge die Menschen zur Arbeit anzutreiben. Und da die sozialdemokratische Wirtschaft den Egoismus als treibendes Arbeitsmotiv nicht verwenden könne, darum sei sie utopisch.

Es ist wichtig, solchen Einwänden gegenüber sich klar zu sein, daß auch wir unser ganzes System auf den Grundsatz, „jedem nach seinen Leistungen,“ mithin auf den blanken Egoismus, wie er gegenwärtig herrscht, aufzubauen könne. Wenn sich die Menschen unterdessen geändert haben sollten, um so besser! Dann soll Brüderlichkeit auch im Genuße herrschen. Wenn nicht, wird man die Vertheilung so, wie es ihrer egoistischen Denkart angemessen ist, einzurichten vermögen. Wir sind eben hartnäckige Nichtutopisten und wissen die Wirklichkeit nach aller Gebühr zu respektiren.

Fachverein der in Buchbindereien u. verwandten Betrieben beschäftigten Arbeiter

Sonnabend, den 12. Juli, Abends 7/9 Uhr

Ordentliche General-Versammlung

im Louisenstädtischen Clubhaus, Annenstr. 16.

Tages-Ordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht.
2. Bericht der Arbeitsnachweiskommission.
3. Statutenänderung.
4. Neuwahl der nach § 9 des Statuts auscheidenden Vorstandsmitglieder.
5. Verschiedenes und Fragelasten.
6. Aufnahme neuer Mitglieder.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Um das Erscheinen aller Mitglieder ersucht

Der Vorstand.

NB. Billets sowie Plakate zu dem am 26. Juli stattfindenden Sommerfest in der Neuen Welt sind in der Versammlung sowie in allen mit Plakaten belegten Lokalen zu haben.

Große öffentliche Versammlung für Männer und Frauen

am Sonntag, den 13. Juli, Abends 8 Uhr, in Kai's Festsaal, Bauhstr. 21.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn cand. phil. Reus über: „Das Wissen und die Wohlfahrt des Menschen.“
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Zur Deckung der Unkosten findet eine Zellerhebung statt.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Einberufer.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

Sonntag, den 13. Juli 1890, Nachmittags

Geselliges Beisammensein

in der Gräff. Reichshof'schen Brauerei, Stralau. Am Montag, den 21. Juli findet in oben genannten Lokal zur Feier des 1. Stiftungsfestes ein Sommer-Fest statt.

Billets à 20 Pf. sind bei den Vorstandsmitgliedern und in den mit Plakaten belegten Handlungen zu haben.

Der Vorstand.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hansauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Solidarität!

Arbeiter! Nur Hülfe, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertignern gerechter Lohn wurde!

Kauft nur Hülfe mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Flagg geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, laufe in Zukunft nur Hülfe, in denen obige Marke eingestickt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Pflicht, die Marke muß schon vorher im Gute kleben.

Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten.

Berlin, 1890.

Für die Arbeiter der Hutindustrie: Die Kontrol-Kommission.

Bereins = Bau = Gesellschaft in Berlin Nord. (G. G.)

Bilan: 1889.

Aktiva 441 184,35 M.

Passiva 441 042,03 „

Reingewinn 142,32 M.

Der Reingewinn fließt in den Reserve-Fonds.

Der Vorstand.

A. Steinichen, R. Kreuziger.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke, Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh. Weberstr. 10

W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Vertheilung der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendessen.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a, Nr. 578.

Empfehle den deutschen Genossen Photographien von

Duellplatz Lassalles mit dem im letzten Frühjahr gesehten Deutschen (in Ross), bei Genf) zum Preise von 50 u. 75 Pf.

G. Meistring, photographische Croo d'Or 29, Genf. Wiederverkäufeln gewährt Rabatt.

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter

beendet sich jetzt Raunhstr. 78, im Restaurant Winger. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.